

Léon Bloy

Unliebsame Geschichten

Bibliothek von Babel. Herausgegeben von Jorge Luis Borges

Histoires désobligeantes Goldmann Verlag 12/89 Verlagsnummer: 8722 © Franco Maria Ricci Editore. Mailand Deutsche Übersetzung von Maria Bamberg (Vorwort) / Elke Wehr (Text) © 1983 Edition Weitbrecht in K. Thienemanns Verlag, Stuttgart ISBN 3-442-08722-0

Inhalt

Vorwort von Jorge Luis Borges
Der alte Hausgast
Der Kräutertee
Die Religion des Monsieur Pleur
Die Gefangenen von Longjumeau
Eine mittelmäßige Idee
Die furchtbare Strafe eines Zahnarztes
Alles, was du willst
Ein Mordsbrand
Die Märtyrerin
Der Silberblick
Niemand ist vollkommen
Kains schönster Fund

Vorwort

Es gibt wohl keinen Menschen, der zum Schreiben nicht einen anderen von sich abspaltet oder zumindest seine Eigenheiten und Gewißheiten übertreibt. Bernard Shaw behauptete, der berühmte G. B. S. sei nicht viel wirklicher als der Schatten einer Giraffe; der bescheidene Journalist Walt Whitman verwandelte sich zu unserem Glück in sämtliche Bewohner des Planeten, samt dem Leser; Valle-Inclán beförderte sich zum Duellanten und Aristokraten; der schwerfällige und pedantische Léon Bloy gabelte sich in zwei zornmütige Wesen: Den Freischärler Marchenoir, der Schrecken der preussischen Armeen, und den unbarmherzigen Polemiker, den wir kennen, und der für uns heute der wahre Léon Bloy bleiben wird. Er arbeitete einen Stil aus, der, je nach unserm Gemütszustand, unerträglich oder brillant sein kann. Wie auch immer, er ist einer der lebendigsten Stile der Weltliteratur.

Einer seiner Vorbilder, Carlyle, wurde nicht müde zu betonen, die Weltgeschichte sei ein Buch, das wir unaufhörlich lesen und schreiben müssen und in dem auch wir geschrieben werden; ein anderer, der Visionär Swedenborg, sah in allen uns umgebenden Geschöpfen, Tieren, Pflanzen oder Mineralien, Entsprechungen geistiger Dinge. Léon Bloy verstand das Universum als eine Art göttliche Geheimschrift, in der jeder Mensch ein Wort, ein Buchstabe oder vielleicht nur ein Satzzeichen ist. Er leugnete den kosmischen Raum; er behauptete, seine Tiefen und sein Leuchten seien nichts anderes als eine Projektion des menschlichen Bewußtseins. Irgendwann meinte er, wir befänden uns bereits in der Hölle, und jede

Person sei ein Dämon, damit beauftragt, seinen Mitmenschen zu quälen. Ohne Unterschied verabscheute er England, das er die «Infame Insel» nannte, wie auch Deutschland, Belgien und die Vereinigten Staaten. Nicht nötig hinzuzufügen, daß er Antisemit war, obwohl eines seiner besten Bücher *Le salut pour les Juifs* (Die Erlösung durch die Juden) betitelt ist. Er prangerte die italienische Heimtücke an; nannte Zola den «Kretin aus den Pyrenäen»; beschimpfte Renan, France, Bourget, die Symbolisten und die Menschheit im allgemeinen. Er schrieb, Frankreich sei das auserwählte Volk, und die übrigen Nationen sollten sich darauf beschränken, die Krumen aufzulecken, die von seinem Tellerfielen. Immerhin verherrlichte er «die Seele Napoleons», der gerade kein Franzose war. Er war ein glühender gallikanischer Katholik und Rom nicht übermäßig zugetan.

Es ist nicht ausgeschlossen, daß die Historiker der Zukunft in ihm einen Mystiker sehen werden; wir sehen vor allem den unbarmherzigen Pamphletisten und Erfinder von phantastischen Geschichten. Alle in diesem Band sind das, zumindest ihrer Atmosphäre nach.

Leon Bloy, der versessene Antipathiensammler, Schloß aus seinem umfangreichen Museum die französische Bourgeoisie nicht aus. Er malte sie in den schwärzesten Farben, die zu Recht an die Träume Quevedos und Goyas erinnern. Nicht immer beschränkte er sich darauf ein Aufwiegler zu sein; eine seiner eigenartigsten Geschichten *Les Captifs de Longjumeau* (Die Gefangenen von Longjumeau) nimmt zugleich Kafka vorweg. Das Thema hätte von diesem stammen können, die zähnefletschende Art und Weise, es abzuhandeln, ist typisch Bloy. An seinen Texten lassen sich die «Ähnlichkeiten und Verschiedenheiten» beider Meister studieren. In der Erzählung *La tisane* (Der Kräutertee) hält die Hauptfigur das Verbrechen nicht für unter seiner Würde; *Le vieux de la maison* (Der alte Hausgast) ist irgendwie die Kehrseite, ohne Milderung seines Grauens; *La religion de Mr. Pleur* (Die Religion des Mr. Pleur) beginnt wie die vorigen, grausig, und gipfelt in einer Art von Heiligkeit; *Idee mediocre* (Eine mittelmäßige Idee) schildert eine unmögliche Situation; *Terrible Châtiment d'un Dentiste* (Die furchtbare Strafe eines Zahnarztes) läßt sich ohne Scheu zu der am wenigsten erwarteten Konsequenz eines Mordes herab; *Tout ce qui tu voudras* (Alles, was du willst...) weicht Prostitution und Inzest nicht aus; *La dernière cuite* (Ein Mordsbrand) berichtet von dem Fall eines Sohnes, der seinem Vater allzu ähnlich ist; *Une Martyre* (Die Märtyrerin) quillt über von Verleumdung, anonymen Verdächtigungen und Wehleidigkeit; *La Taie d'argent* (Der Silberblick) erzählt die Geschichte eines Mannes, der als einziger in einer Welt von Blinden sieht; *On n'est pas parfait* (Niemand ist vollkommen) von der berufsmäßigen Sorgfalt eines Mörders, dessen Karriere durch ein verzeihliches Versehen ihr Ende findet; in *La plus belle trouvaille de Cäin* (Kains schönster Fund) erblicken wir endlich den ebenso fürchterlichen wie unwirklichen *Marchenoir*.

Wells bringt es immer fertig, daß seine phantastischsten Erfindungen wirklich aussehen, zumindest solange man sie liest; Bloy macht sie, wie Hoffmann und wie Poe, lieber von Anfang an wundersam.

Unsere Zeit hat den Ausdruck «Schwarzer Humor» erfunden; bis jetzt hat niemand ihn mit der Vollendung und dem Wortreichtum wie Leon Bloy erreicht.

Jorge Luis Borges

Der alte Hausgast

Für Charles Cain

Fürwahr, sie konnte sich ihrer Tugend brüsten, Madame Alexandre! Man denke nur: Schon drei Jahre ertrug sie diesen alten Nichtsnutz, diesen alten, häuslich gewordenen Galgenstrick, der ihr Haus entehrte, und wäre er nicht ihr Vater gewesen, sie hätte ihm schon längst sein Retourbillet für die Invalidenpritsche im Armenspital verpaßt. Aber man ist ja nun einmal gezwungen, den Anstand zu wahren, für seine Erzeuger zu sorgen, wenn man es nicht gerade wie die Hunde halten will, und vor allem, wenn man der Geschäftswelt angehört!

Die Familie! Unglück über Unglück! Und da behaupten welche, es gäbe einen lieben Gott! Wann krepirt er denn bloß endlich, dieses alte Kamel?! Leider hatte die extreme Häufigkeit dieses töchterlichen Monologs diesem etwas von seiner ursprünglichen Frische genommen. Es verging kein Tag, ohne daß Madame Alexandre sich in diesen Worten über die Härte ihres Schicksals beklagte. Dann und wann jedoch, wenn sie junger Kundschaft, die den Adel ihrer Jeremiaden nur unzureichend zu ermessen imstande gewesen wäre, Einblick in ihre Seele gewähren mußte, wurde sie von Rührung erfaßt.

«Lieber, guter Vater», gurrte sie, «wenn Sie wüßten, wie sehr wir alle ihn lieben! Wie aus einem Herzen. Der Reruf tut da nichts dazu. Wenn wir auch *Gefallene* sind, unglückliche Geschöpfe, wenn Sie wollen, so spricht doch stets das Herz. Man erinnert sich der Kindheit, der ungetrübten Familienfreuden, und ich fühle mich in meinen Augen emporgehoben, das schwöre ich Ihnen, wenn ich sehe, wie dieser ehrwürdige, von weißem Haar gekrönte Greis, der uns an das himmlische Vaterland denken läßt, in meinem Haus einhergeht...» Und in diesem Ton ging es immer weiter. Eine beruflich bedingte Leichtfertigkeit war dem Frauenzimmer zweifellos dabei behilflich, beide Standpunkte mit der gleichen Aufrichtigkeit einzunehmen, und der siebzigjährige Gast der vornehmen Nr. 12, abwechselnd mit einem Glorienschein und mit einem Schandmal versehen, vegetierte dahin an der Seite seiner Tochter, in der ungetrübten Heiterkeit seines Lebensabends, wie ein elendes Wrack am Ufer des großen Sammlers.

Die Geschichte dieser beiden Individuen hatte, um es vorweg zu sagen, keines der Wesensmerkmale, die man von einem Heldenepos erwarten muß.

Der gute Ferdinand Bouton, vertraulich Vater Ferdinand oder der *Alte* genannt, war ein ehemaliger Gauner aus der Rue de Flandre, wo er einst dreißig Berufe ausgeübt hatte, von denen der am wenigsten unaussprechliche mehrere Male seine Freiheit in Gefahr gebracht hatte.

Mademoiselle Leontine Bouton, die zukünftige Madame Alexandre, deren Mutter kurze Zeit nach ihrer Geburt das Weite gesucht hatte, wurde von dem ehrenwerten Mann in den Grundsätzen allerstrengster Unredlichkeit erzogen. Schon im zarten Alter in draufgängerischen Praktiken geschult, ergatterte sie mit dreizehn Jahren eine brillante Position als Opferjungfrau bei einem für seine Tugend berühmten Genfer Millionär, der sie seinen «Lichtengel» nannte und ihre Seele vollends zum Verfaulen brachte. Zwei Jahre genügten der Anfängerin, um diesen Calvinisten zu erledigen. Und nach ihm, wie viele andere! Besonders den diskreten Herren anempfohlen,

wurde sie so etwas wie die Geldanlage der Familienväter, und bis zu ihrem achtzehnten Lebensjahr wandelte sie in einer Gloriole unendlicher Verworfenheit. Nun selbst solide geworden - hatte sie doch lange genug mit soliden Leuten verkehrt - ließ sie ihren Vater fallen, dessen pöbelhafter, tatenloser Säuferleichtsinn ihr von ganzem Herzen zuwider war. Und so vergingen fünfzehn Jahre, in denen der Verlassene sich an sämtlichen Kalamitäten gütlich tat.

Den Geschäften entwöhnt, seiner alten Verschlagenheit verlustig, glich er einer alten Schmeißfliege, der die Kraft fehlt, auf die Exkremente zu fliegen, und von der nicht einmal mehr die Spinnen etwas wissen wollen.

Leontine, die mehr Glück gehabt hatte, florierte. Freilich erklimmte sie nicht die höchsten Ränge des öffentlichen Liebeshandels - ihre unverbesserlich rüpelhaften Manieren untersagten ihr, den zu regieren - doch wußte sie auf subalternen Posten mit solcher Kunstfertigkeit, solch beidhändiger Gefälligkeit zu Werke zu gehen, legte eine solche Beharrlichkeit an den Tag, wenn es galt, sich bei den besten Prassereien einzuschleichen, einzunisten, einzudrängen, und wurde, ohne auch nur einmal zu versäumen, ihr Glas beim letzten Kreisen der Flasche zu füllen, derart schamlos vor Gott und den Menschen, daß sie schließlich meinte, dem Unglück die Stirn bieten zu können. Dieses erschien ihr in der garstigen und gespenstischen Gestalt ihres Vaters. Kurz bevor er endgültig in die unergründlichsten Abgründe abzusinken drohte, hatte der alte Knabe erfahren, daß seine Tochter, seine Titine, die jetzt unter dem Namen Madarne Alexandre beinahe so etwas wie eine Berühmtheit war, mit meisterhafter Hand über eine bekannte Herberge herrschte, wo die Prinzen aus dem Morgenland ihr Gold hintrugen.

Voll Ungeziefer und mit schmutzigen Lumpen bedeckt, «keinen roten Heller in der Tasche und nichts im Herzen», schneite er ihr also eines Tages ins Haus, und das Schicksal war ihm derart günstig gesinnt, daß die hochmütige Hetäre, obgleich wütend über sein Erscheinen, gezwungen war, ihn mit sämtlichen Bezeugungen sichtbar zur Schau getragener Liebe zu empfangen.

Ihr Pech wollte es nämlich, daß sie just in dem Augenblick, da er sich unter Verletzung sämtlicher Vorschriften in ihre Arme stürzte, mit einigen strengen Senatoren konferierte, die kaum willens waren, mit dem vierten Gebot des göttlichen Gesetzes zu spaßen. Einer der Herren, bis ins Innerste aufgewühlt durch das pathetische Ereignis, meinte gar, nicht davon Abstand nehmen zu können, sie zu segnen und ihr ewiges Leben zu prophezeien. Nach diesem Streich wurde Vater Ferdinand unausquartierbar und unbeseitigbar für alle Zeiten. Wollte man nicht die Empörung der ehrbaren Leute auf sich ziehen und die fruchtbare Wertschätzung der Mandarine verlieren, hieß es ihn vom Schmutz zu säubern, zu kleiden, unterzubringen und ihm jeden Tag das Maul zu stopfen. Madame Alexandres Dasein, bislang süß wie Honig, war vergiftet. Dieser Vater wurde der Dorn ihres Rosenlagers, der Schlamassel ihrer Seele, die Tabulatur ihrer Verdauung, und anders als Calypso vermochte sie nicht, sich über Odysseus' Rückkehr hinwegzutrusten.

Der Alte fiel indes nicht zur Last. Gleich am ersten Tag hatte man ihn in die entfernteste, unbequemste und gewiß auch ungesündeste Mansarde verbannt. Man sah ihn kaum. Er hielt sich getreu an die Anweisung, zur Zeit des Publikumsverkehrs nicht im Haus herumzuschleichen und vor allem niemals einen Fuß in den Salon zu

setzen.

Um dieses strenge Gesetz zu brechen, bedurfte es nichts Geringerem als der Laune eines fremdländischen Liebhabers, den es bisweilen danach verlangte, den Alten zu sehen, von dem die Damen nur im Flüsterton ängstlicher Ehrfurcht sprachen, als ginge es um den Mann mit der eisernen Maske. Für diese Gelegenheiten besaß er einen scharlachroten Rock mit Uniformschnüren und eine Art Mazedonierhelm, der ihn wie einen vom Pech verfolgten Ungarn oder Polen aussehen ließ. Auch wurde er mit dem Titel eines Grafen bedacht - Graf Boutonski! - und galt als ruhmbedecktes Überbleibsel der allerjüngsten Insurrektion. Obendrein säuberte er die Latrinen, fegte die Treppen, wusch die Waschschüsseln und das Geschirr, bisweilen mit demselben Lappen, wie Madame Alexandre erbost behauptete. Schließlich erledigte er die Einkäufe der Bewohnerinnen, deren Vertrauen er genoß, wofür er hübsche Trinkgelder kassierte.

In Mußestunden zog sich der glückliche Greis in seine Kammer zurück und las erneut die Werke Paul de Kocks oder die humanitären Ausklügelungen von Eugene Schwitze, wie er den Verfasser der *Geheimnisse von Paris* und *des Ewigen Juden* nannte, den beiden schönsten Büchern der Welt.

Während des Krieges gingen die Geschäfte natürlich immer mehr zurück. Die Kunden waren in der Provinz oder auf den Befestigungsanlagen, und der Belagerungszustand machte die Bürgersteige unbegehrbar.

Die Erbitterung Madame Alexandres erreichte ihren Höhepunkt. Von morgens bis abends ließ sie ihre Wut an dem Alten aus, der mehr und mehr verkalkte und dessen Anblick ihr fortwährend die Galle hochsteigen ließ.

In ihrem Wahn verstieg sie sich gar zu der Anklage, er habe durch seine Machenschaften den internationalen Konflikt entzündet. Als die Zahlung der fünf Milliarden beschlossen wurde, erklärte sie sich für beraubt und verkündete lauthals, all das sei für ihr Geschäft verloren und man sollte alle alten Halunken fusilieren, die nichts als Unglück brächten...

Nun wurde sie wirklich tollwütig, und das Dasein wurde unerträglich.

Es versteht sich von selbst, daß die Kommune nicht imstande war, ihrem wackeligen Geschäft wieder auf die Beine zu helfen. Freilich blieb die Kundschaft nicht aus. Das Etablissement leerte sich nicht eine Minute. Man hätte sich in einer Kirche glauben können.

Aber was für eine Kundschaft, guter Gott! Rote Trunkenbolde, Mörder, ehrlose Strolche, von Kopf bis Fuß betäubt, die sich mit dem Revolver in der Hand bedienen ließen, alles kaputtschlugen und alles in Brand gesteckt hätten, wenn man die Kühnheit besessen hätte, sich ihnen zu widersetzen. Jetzt schimpfte sie nicht mehr, die Hausherrin. Stumm verging sie vor Angst und wartete auf Hilfe von oben.

Diese ließ nicht lange auf sich warten. Plötzlich hieß es, die Versailler seien in Paris eingezogen.

Erlösung! Doch eine wahrhaft schwarze Pechsträhne heftete sich an die Fersen der armen Kreatur. Eine Barrikade wurde am Ende der Straße errichtet. Jetzt war der Augenblick gekommen, die Tür dreimal zuzusperren und sich totzustellen. Vater Ferdinand wurde völlig vergessen. Die Barrikade wurde um zwei Uhr nachmittags

genommen, und die Soldaten der Kommune verließen fluchtartig das Viertel. Bald blieb nur noch ein einziges menschliches Wesen übrig, ein hagerer Greis, dessen Schritte in der großen Stille widerhallten.

Unmöglich, ihn nicht zu erkennen. Es war der alte Trottel, der am Morgen aus Neugierde aus dem Haus gegangen war und jetzt in seiner Dummheit wie ein Verbrecher vor den Rothosen floh. Diese, voll Argwohn, hatten seine Verfolgung noch nicht aufgenommen und zögerten, auf einen Mann so hohen Alters zu schießen. Als sie sahen, daß er vor der Tür der vornehmen Nr. 12 stehenblieb, kamen sie herbeigelaufen. «Komm vor und zeig deine Hände!» Vor Entsetzen keuchend, stürzte sich der Greis auf die Glocke und begann zu läuten. «Titine, meine kleine Titine, ich bin es. Öffne deinem alten Vater!»

Das geschlossene Fenster des üblen Ortes sprang wie von selbst auf, und Madame Alexandre, trunken vor Freude, rief den Soldaten zu, während sie auf ihren Vater wies:

«So füsiliert ihn doch, zum Donnerwetter! Eben war er noch bei den anderen. Er ist ein dreckiger Kommunarde, ein Brandstifter, der versucht hat, Feuer im ganzen Viertel zu legen!» Das ließ man sich nicht zweimal sagen in diesen lieblichen Tagen, und Vater Ferdinand, von Kugeln durchsiebt, stürzte auf die Schwelle. Madame Alexandre hat sich vom Geschäft zurückgezogen und wohnt heute nicht mehr im Börsenviertel, dessen Zierde sie lange Zeit gewesen ist. Sie besitzt dreißigtausend Francs Rente, wiegt vierhundert Kilo und liest mit großer Rührung die Romane von Paul Bourget, dem angesehenen bürgerlichen Schriftsteller.

Der Kräutertee

Für Henry de Groux

Jacques kam sich einfach niederträchtig vor. Es war abscheulich, wie ein gottloser Spion im Dunkeln zu hocken, während diese wildfremde Frau ihre Beichte ablegte. Aber dann hätte er sofort gehen müssen, in dem Augenblick, als der Priester, in sein Chorgewand gekleidet, mit ihr erschienen war, oder er hätte zumindest irgendein vernehmbares Geräusch machen müssen, um sie vor der Anwesenheit eines fremden Menschen zu warnen. Jetzt war es zu spät, und diese entsetzliche Indiskretion konnte nur noch größer werden.

Dem Müßiggang ergeben, hatte er am Ende dieses Hundstages - den Kellerasseln gleich auf der Suche nach einem kühlen Ort - einer Laune folgend, die mit seinen sonstigen Launen wenig gemein hatte, die alte Kirche betreten und sich in diesen dunklen Winkel hinter dem Beichtstuhl gesetzt, wo er vor sich hinträumte, den Blick auf die langsam verlöschende große Rosette gerichtet. Nach einigen Minuten wurde er, ohne recht zu wissen, wie ihm geschah, zum höchst unfreiwilligen Zeugen einer Beichte.

Einzelne Worte konnte er freilich nicht verstehen, und im Grunde vernahm er nicht viel mehr als ein Flüstern. Doch gegen Ende schien die Unterhaltung lebhafter zu werden.

Dann und wann lösten sich einige Silben aus dem trüben Strom dieses Büßergeschwätzes, und der junge Mann, wie durch ein Wunder das genaue Gegenteil eines Flegels, befürchtete ernsthaft, Zeuge von Geständnissen zu werden, die ganz

offensichtlich nicht für seine Ohren bestimmt waren. Plötzlich wurde diese Ahnung zur Gewißheit. Ein heftiger Wirbel schien zu entstehen. Die bislang reglosen Wogen teilten sich brodelnd, als würde ein Ungeheuer aus der Tiefe empor tauchen, und der Zuhörer vernahm, von Entsetzen gelähmt, die hastig hervorgestoßenen Worte: *«Ich sage Ihnen, ehrwürdiger Vater, ich habe Gift in seinen Kräutertee getan.»* Danach - Stille. Die Frau, deren Gesicht ihm unsichtbar war, erhob sich von ihrem Betschemel und verschwand lautlos im Dickicht der Dunkelheit.

Der Priester hingegen regte sich genausoviel wie ein Toter, und lange Minuten verstrichen, bevor er die Tür öffnete und sich ebenfalls entfernte, mit dem schweren Schritt eines geschlagenen Mannes. Erst das hartnäckige Schlüsselklirren des Kirchendieners und sein wortreicher, durch das Kirchenschiff gebrühter Befehl, den Ort zu verlassen, vermochten Jacques zum Aufstehen zu bewegen, so sehr hatten ihn diese Worte betäubt, die wie lautes Geschrei in ihm widerhallten.

Er hatte die Stimme seiner Mutter genau erkannt! Ein Irrtum war ausgeschlossen. Er hatte sogar ihren Gang erkannt, als der Schatten der Frau zwei Schritte von ihm entfernt aufgetaucht war. Aber dann fiel ja alles wie ein Kartenhaus zusammen, dann löste sich ja alles in Luft auf, dann war das alles ja nichts als ein gräßlicher Scherz! Er lebte allein mit seiner Mutter, die praktisch keine Menschenseele sah und das Haus nur verließ, um zur Messe zu gehen. Er hatte sich daran gewöhnt, sie, ein Vorbild, das an Redlichkeit und Güte nicht seinesgleichen hatte, mit seiner ganzen Seele zu verehren.

So weit er auch in die Vergangenheit zurückblicken mochte, es gab nichts Unklares, nichts Abschüssiges, keine Krümmung, keinen einzigen Umweg. Eine schöne, weiße Straße, so weit das Auge reichte, unter einem trüben Himmel. Denn das Leben der armen Frau war von äußerster Melancholie erfüllt gewesen.

Seit dem Tode ihres Gatten, der in Champigny gefallen war und an den sich der junge Mann kaum erinnern konnte, hatte sie die Trauerkleidung nicht mehr abgelegt und beschäftigte sich ausschließlich mit der Erziehung ihres Sohnes, von dem sie sich nicht einen Tag trennte. Sie hatte es nie zugelassen, daß er die Schule besuchte - fürchtete sie doch schlechte Einflüsse für ihn -, hatte sich vollständig seiner Bildung angenommen und ihm eine Seele gebaut aus den Bausteinen ihrer eigenen. Diesem Regiment verdankte er immerhin eine ängstliche Empfindsamkeit und sonderliche Nervenvibrationen, die ihn lächerlichen Schmerzen und vielleicht sogar wirklichen Gefahren aussetzten. Als das Jünglingsalter herangekommen war, hatten die Torheiten, die sie erwartet hatte, jedoch nicht verhindern konnte, sie etwas betrübt, doch tat das ihrer Sanftmut keinen Abbruch. Weder Vorwürfe noch stumme Szenen. Sie hatte sich, wie so viele andere, in das Unvermeidliche gefügt. Kurz, alle Welt sprach mit Hochachtung von ihr, nur er, ihr teurer Sohn, sah sich heute gezwungen, sie zu verachten - sie auf den Knien und mit tränenerfüllten Augen zu verachten, so wie die Engel Gott verachten würden, hielt er nicht seine Versprechen!

Wahrhaftig, es war zum Verrücktwerden, er hätte laut auf der Straße schreien mögen. Seine Mutter! Eine Giftmörderin! Das gab keinen Sinn, das war aberwitzig bis dort hinaus, war völlig unmöglich, und doch war es so. Hatte sie selbst es denn nicht soeben erklärt? Er hätte sich den Kopf abreißen mögen.

Aber wen hatte sie denn vergiftet, großer Gott? Er kannte niemanden in seiner Umgebung, der an Gift gestorben wäre. Sein Vater war es nicht, denn er hatte eine Ladung Kugeln in den Bauch gekriegt. Und er war es auch nicht, den sie umzubringen versucht hätte. Er war niemals krank gewesen, hatte niemals Kräutertee nötig gehabt und wußte, daß sie ihn abgöttisch liebte. Als er zum ersten Mal spät am Abend nach Hause kam - und das gewiß nicht in eigenen Angelegenheiten -, war sie es gewesen, die vor Sorge ganz krank geworden war. Handelte es sich womöglich um ein Ereignis, das vor seiner Geburt lag? Sein Vater hatte sie ihrer Schönheit wegen geheiratet, als sie kaum zwanzig Jahre alt war. War dieser Heirat irgendein Abenteuer vorausgegangen, mit dem ein Verbrechen verbunden war?

Nein, unmöglich. Diese Vergangenheit war klar wie Glas für ihn, war ihm hundertmal erzählt worden, und die Zeugnisse waren mehr als zuverlässig. Warum also dieses furchtbare Geständnis? Und warum vor allem hatte er Zeuge sein müssen? Wie betäubt von Entsetzen und Verzweiflung kehrte er nach Hause zurück.

Seine Mutter eilte sogleich herbei, ihn in die Arme zu schließen.

«Wie spät du kommst, mein lieber Junge! Und wie blaß du bist! Bist du etwa krank?»

«Nein», antwortete er, «ich bin nicht krank, aber die große Hitze hat mich müde gemacht. Ich glaube, ich werde nichts essen können. Und du, Mutter, fühlst du dich auch ganz wohl? Du bist sicher aus dem Haus gegangen, um ein wenig frische Luft zu schöpfen? Mir scheint, ich habe dich von Ferne auf dem Flußkai gesehen.»

«Ja, ich bin ausgegangen, aber auf dem Kai hast du mich nicht sehen können. *Ich war beichten*, was du schon lange nicht mehr tust, du Taugenichts.» Jacques gewahrte mit Staunen, daß es ihm nicht die Kehle zuschnürte, daß er nicht, wie vom Blitz getroffen, auf den Rücken fiel, wie in den guten Romanen, die er gelesen hatte. Es stimmte also, daß sie bei der Beichte gewesen war! Er war also nicht in der Kirche eingeschlafen, und diese entsetzliche Geschichte war kein Alptraum, wie eine irrwitzige Hoffnung ihn eine Minute lang hatte glauben lassen. Er stürzte nicht zu Boden, aber er wurde noch blasser, zum Schrecken seiner Mutter. «Was hast du denn, mein kleiner Jacques?» fragte sie. «Du leidest, du verbirgst deiner Mutter etwas. Du solltest mehr Vertrauen haben in sie, die niemanden liebt und niemanden hat außer dir... Wie du mich anschaust! Mein Liebling... Was hast du nur? Du machst mir Angst!» Sie nahm ihn zärtlich in die Arme. «Hör mir zu, du großes Kind. Ich bin nicht neugierig, das weißt du, und ich will mich nicht zu deinem Richter machen. Sag mir nichts, wenn du mir nichts sagen willst, aber laß dich von mir versorgen. Du gehst jetzt gleich ins Bett. In der Zeit mache ich dir eine Kleinigkeit zu essen, etwas ganz Leichtes, und werde es dir selbst ans Bett bringen, ja? Und wenn du diese Nacht Fieber hast, dann mache ich dir einen KRÄUTERTEE...

Dieses Mal stürzte Jacques tatsächlich zu Boden.

«Endlich», seufzte sie etwas erschöpft und streckte die Hand nach der Klingel aus. Jacques hatte ein Aneurysma im Endstadium und seine Mutter einen Geliebten, der nicht Stiefvater werden wollte.

Dieses schlichte Drama geschah vor drei Jahren in der Gegend von Saint-Germain-des-Pres. Das Haus, in dem es sich abspielte, gehört nun einem Abriß Unternehmer.

Die Religion des Monsieur Pleur

Für Paul Adam

Die Menschen, die auf dieser Welt meinen Widerwillen erregt haben, waren im allgemeinen rechtschaffene und wohlangesehene Personen. Was die Schurken betrifft, die ich gekannt habe - und das waren nicht wenige -, so gedenke ich ihrer, ihrer aller ohne Ausnahme, mit Vergnügen und Wohlwollen. *Thomas de Quincey*

Allein der Anblick des Alten züchtete bereits Ungeziefer heran. Der Unflat seiner Seele hatte sich in einer Weise auf seine Hände und sein Gesicht gelegt, daß man sich keine schrecklichere Berührung hätte denken können. Wenn er durch die Straßen ging, schienen die schmutzigsten Rinnsale, aus Furcht, sein Bild widerzuspiegeln, zu ihrer Quelle zurückfließen zu wollen. Sein Vermögen, von dem behauptet wurde, es sei gewaltig, und dessen Umfang Kenner nur mit Tränen des Entzückens in den Augen schätzten, sei, so hieß es, an den seltsamsten Orten verborgen, denn niemand erkühnte sich, eine sichere Mutmaßung über die finanziellen Anlagen dieses Alptraums zu wagen.

Man erzählte lediglich, seine Leichenhand sei verschiedene Male bei gewissen finanziellen Machenschaften im Spiel gewesen, die zu prächtigen Pleiten geführt hatten, als deren Urheber einige Fröschezüchter seine Person betrachteten. Er war indes kein Jude, und wenn man ihn einen «alten Wucherer» schimpfte, dann hatte er eine Art, ein sanftes *Gott vergelt's* zu entgegnen, die auch den durchtriebensten Kerlen einen leichten Schauer den Rücken hinunterjagte. Einzig sicher schien zu sein, daß dieses schauerliche Lumpengestell in einem der vom Zentrum abgelegenen großen Stadtviertel ein Haus besaß, das sehr viel Miete einbrachte. Genau wußte man es jedoch nicht. Vielleicht besaß er sogar mehrere. Die Legende besagte, daß er in einem dunklen Schlupfwinkel unter der Dienstbotentreppe hauste, zwischen dem Latrinenrohr und der Loge des Pförtners, den diese Nachbarschaft allmählich in den Wahnsinn trieb.

Seine Mietquittungen wurden der Sparsamkeit halber, so sagte man mir, auf abgerissenen Plakatfetzen ausgestellt und von gewandten Mietern an schlaue Sammler weiterverkauft. Man erzählte sich auch die mittlerweile berühmte Geschichte einer wundersamen Suppe, die er regelmäßig am Sonntag abend zubereitete und die ihn die ganze Woche hindurch ernährte. Um keine Kohle zu verbrauchen, aß er sie kalt sechs Tage lang.

Schon am Dienstag entströmte der Mahlzeit naturgemäß ein übler Geruch. Dann entnahm er mit dem ehrerbietigen Gebaren eines Priesters, der den Tabernakel öffnet, einem kleinen, in die Wand eingelassenen Schrank, in dem gewiß seltsame Papiere aufbewahrt wurden, eine Flasche mit sehr altem Rum, die er wohl aus irgendeinem Schiffbruch gerettet hatte.

Er goß einige Tropfen davon in ein winziges Glas und stärkte sich an der Hoffnung, sich ihrem Genuß hingeben zu können, sobald er sein Magenpflaster verschlungen haben würde. Nach Beendigung dieses Vorgangs:

«Jetzt, wo du deine Suppe gegessen hast», sagte er zu sich, «wirst du auf dein kleines Glas Rum *verzichten!*»

Und hinterlistig goß er die kostbare Flüssigkeit in die Flasche zurück. Eine empfehlenswerte List, stets erfolgreich, und dies seit dreißig oder vierzig Jahren.

Niemals zuvor schien ein Gespenst so völlig jeglichen Stils und Charakters entbehrt zu haben. Mochte er auch ob seiner Lumpen und gewiß auch ob einiger seiner Winkelzüge den ausgespeitesten Juden Budapests oder Amsterdams gleichen, so hätte doch nicht einmal die Einbildungskraft eines Prometheus auch nur den winzigsten archaischen Gesichtszug an ihm zu entdecken vermocht. Der Spitzname Shylock, mit dem einige Schmäher niederen Ranges ihn bedachten, war eine empörende Blasphemie angesichts der Platttheit dieses Geizhalses. Das einzig Schreckliche an ihm war sein Schmutz und sein Kadavergestank. Aber selbst das war von hoffnungsloser Neuzeitlichkeit. Seine Fäulnis ließ ihn in keinem Abgrund willkommen sein.

Er verkörperte, zumindest *nach außen hin*, nichts anderes als den BOURGEOIS, den Mittelmäßigen - den «Schwanentöter» nach dem Worte Villiers' - in seiner vollendeten und endgültig überholten Gestalt, so wie er am Ende aller Zeiten erscheinen wird, wenn die Erde sich auftut und die bösen Seelen im hellsten Tageslicht sich zeigen werden. Könnte es unschuldig sein, Worte zu schänden, so hätte man Monsieur Pleur mit irgendeinem schrecklichen Propheten vergleichen müssen, dem Verkünder von Gottes Gespeie. Den ehrbaren Leuten, denen seine Gegenwart Abscheu einflößte, schien er folgende Rede zu halten: «Begrift ihr denn nicht, o meine Brüder, daß ich ewig euer *Spiegel* bin, daß mein unreiner Körper auf wunderbare Weise euer Bild widerspiegelt? Wenn die Wahrheit dereinst an den Tag kommt, werdet ihr ein für allemal begreifen, daß ich euer wahres Vaterland gewesen bin, so sehr, daß eure verpesteten Seelen, wenn ich nicht mehr sein werde, meinen Verlust beklagen werden. Ihr werdet euch nach meiner schmutzigen Nähe zurücksehnen, ließ sie euch doch lebendig erscheinen, wo ihr in Wirklichkeit nicht einmal auf der Höhe der Toten wart. Heuchlerische Schurken, die ihr in mir den stummen Ankläger eurer Schandtaten verflucht, der Abscheu, den ich euren Sinnen einflöße, ist das genaue Maß der Infamie eures Geistes. Denn von welchen Würmern sollte ich wohl zerfressen sein, wenn nicht von euch, die ihr mir herumwim- inelt in der Tiefe meines Herzens?» Der Blick dieser finsternen Gestalt war besonders den eleganten Frauen unerträglich, die er zu verabscheuen schien und bisweilen mit einem Auge fixierte, in dem ein Lichtstrahl glomm, fahler als der Phosphorschimmer eines Leichenhauses, ein schauerlicher und *klebriger* Blick, der sich an ihre Haut heftete, gleich dem Speichel der Bruckellahn und den sie vor Entsetzen schreiend mit sich davontrugen.

«Nicht wahr, meine Süße», meinten sie zu hören, «du kommst doch zu unserem Stelldichein? Ich werde dir meine liebliche Gruft zeigen, und du wirst sehen, welcher hübschen Schmuck aus Schnecken und schwarzen Käfern ich dir schenken werde, um das Weiß deiner göttlichen Haut noch zu vermehren. Ich begehre dich wie ein Schanker, und meine Küsse, dessen kannst du gewiß sein, sind süßer als alle Scheidungen. Denn eines Tages wirst du stinken, mein Liebchen, wollüstig wirst du stinken an meiner Seite, und wir werden zwei Räucherpfannen sein unter dem Sternenzelt...»

Trotz der Schauerlichkeit dieses Blickes wäre es schwierig gewesen, irgendein Merkmal zu nennen, das als charakteristisch für Monsieur Pleur hätte gelten können. Nur die Stimme vielleicht - eine Stimme von boshafter Sanftheit, die an einen unzüchtigen Mesner denken ließ, der Unkeusches vor sich hinflüsterte. Er hatte zum Beispiel eine Manier, das Wort «Geld» auszusprechen, die den Begriff dieses Metalls, ja sogar seines symbolischen Wertes aufhob. Man vernahm so etwas wie *Gal* oder *Gul*, je nachdem. Oft hörte man auch überhaupt nichts. Das Wort verflüchtigte sich.

Es war wie eine Art plötzlicher Scham, ein Vorhang, der auf einmal vor dem Heiligtum, dem *sancta sanctorum*, niederfiel, eine unvermittelte Furcht, obszön zu erscheinen durch Entblößung des Idols. Stellen Sie sich einmal, wenn Sie Spaß daran finden, einen fanatischen Bildhauer vor, einen blutrünstigen und zuckersüßen Pygmalion, der gemeinsam mit Ihnen den schönsten Blick auf seine Galatea sucht und Sie tückisch bis zu einer offenen Falltür zurücktreten läßt, in die Sie rücklings hinabstürzen. Seine eifernde Leidenschaft für das Geld war so stark, daß einige sich davon hatten täuschen lassen. Schreckliche Absichten wurden diesem unbußfertigen Anbeter der Sparbüchse und des Geldschrankes zugeschrieben - ungerechte Verdächtigungen, für die sich indes etliche gelehrte Exegeten des Privatlebens anderer verbürgen zu können meinten, die ihn bei geheimnisvollen Straßenpalavern mit Frauen oder Kindern überrascht hatten. Sein Glauben drückte sich zuweilen in derart ekstatischen Umschreibungen aus, die geifernde Erregung seiner Inbrunst milderte in so seltsamer Weise seine ausgedörrte Totengräberphysiognomie, und so unschickliche Seufzer entranen sich dann seiner Brust, daß es den weniger auserwählten Gefäßen, in die er seine seltenen Worte fallen ließ, im Grunde zu verzeihen war, wenn sie nicht der hypochondrischen Erhabenheit der *Idolatrie* gewahr wurden, die zwischen ihnen und ihm ihren Einzug hielt.

Man wird mir, so hoffe ich, ersparen, die außergewöhnlichen Gründe zu nennen, die mich zu einem freundschaftlichen Umgang mit dieser sympathischen Person veranlaßten.

Ich war jung damals, sogar sehr jung, und leicht in Begeisterung zu versetzen. Monsieur Pleur machte sich ein Vergnügen daraus, mein Verlangen zu stillen, indem er sich mir offenbarte. Ich glaube der einzige zu sein, dem er sich anvertraute. Mehr noch, diese Erinnerung hat mir sehr geholfen, ein mehr als erbärmliches Los zu ertragen, und da diese Person nun schon seit langem tot ist, drängt mein Gewissen mich heute, zugunsten dieses Verkannten Zeugnis abzulegen. Einige Personen meiner Generation mögen sich noch an sein tragisches Ende erinnern, das in den letzten Jahren des Kaiserreichs erfolgte und recht großes Aufsehen erregte. Der Mord, dessen Einzelheiten mir die Gazetten bis in die Nordpolgend nachtrugen, war augenscheinlich von der allergewöhnlichsten Sorte, und die Halunken, die ihn begangen hatten, waren, man muß es gestehen, ihres Ruhmes nicht würdig. Der Alte war schlicht von bislang gänzlich unbekanntem Banditen, die keinen

anderen Beweggrund als Diebstahl nannten, auf seinem fauligen Lager erwürgt worden.

Gewisse Umstände indes, die mit der Vergangenheit des Opfers zusammenhingen und keine Erklärung gefunden hatten, beschäftigten einige Monate lang vergeblich den Scharfsinn der Zeitgenossen. Schließlich meinte man zu erahnen oder zu begreifen, daß Monsieur Pleur *nicht der gewesen war, der er zu sein schien*. Kurz, die vom Pech verfolgten Mörder, die sich im übrigen äußerst mühelos festsetzen ließen, hatten nicht den winzigsten Schatz im Schlupfwinkel des Geizhalses entdecken können, und obgleich dieser ohne Testament und ohne natürlichen Erben gestorben war, konnte die Hand des Staates ihre Klauen auf keinerlei bewegliches oder unbewegliches Vermögen ausstrecken. Es wurde festgestellt, daß der Verblichene nicht das Geringste besaß - außer der lebenslangen Verwaltung und Nutznießung eines gewaltigen Vermögens, das unanfechtbar in die Hände eines gewissen *Bischofs* übertragen worden war. Unmöglich zu erfahren, was aus den beträchtlichen Summen geworden war, die in den ganzen Jahren, da er selbst den Scharen seiner Mieter die Quittungen ausgestellt hatte, durch seine Hände gegangen sein mußten.

Kein Titel, kein Wertpapier, nichts, aber auch gar nichts, mit Ausnahme der berühmten Flasche Rum, der seine Würger den Garaus gemacht hatten.

Da all dies kaum eine Erzählung ist, habe ich auch das Recht, kein dramatischeres Ende in Aussicht zu stellen, denn ich habe nicht mehr tun wollen, ich sage es noch einmal, als Zeugnis abzulegen, das einzige wahrscheinlich, das der zornige Schatten des Toten erhoffen kann.

Man gestatte mir also, in wenigen Zeilen die recht seltsamen Worte wiederzugeben, die dieser gewöhnlich schweigsame Einsiedler mir verschiedene Male sagte.

Ich glaube nicht, daß ich jemals wieder einen so gräßlichen Schauer spüren werde wie an jenem weit zurückliegenden Tag, an dem wir nebeneinander auf einer Bank im Botanischen Garten saßen und er mir folgendes sagte:

«Mein Geiz flößt Ihnen Angst ein. Nun, junger Mann, ich habe einen *Freigebigen* gekannt von einer weniger seltenen Spezies als man gemeinhin glaubt, dessen Geschichte in Ihnen vielleicht das Verlangen weckt, mit Ehrfurcht meine Lumpen zu küssen, sofern Sie Talent genug haben, sie zu verstehen.

Dieser Freigebige war ein Maniker - wie könnte es anders sein. Das sagt sich immer leicht und enthebt uns jeder gründlicheren Prüfung. Er war sogar, wenn Sie wollen, ein Monomaniker. Er hatte die fixe Idee, *BROT in die Latrinen zu werfen!*

Dafür gab er ein Vermögen bei den Bäckern aus. Man traf ihn niemals ohne ein großes Brot unter dem Arm, das er, vor Freude hüpfend, in die Abtritte des gemeinen Pöbels zu werfen ging. Er lebte für nichts anderes, und man muß annehmen, daß er heftigen Genuß dabei empfand. Seine Freude wurde indes zum Delirium, wenn die Gelegenheit sich bot, das Schauspiel armen Teufeln zu bieten, die am Hungertuche nagten. Er hatte dreißigtausend Francs Rente und beklagte sich über den Brotpreis. Denken Sie gründlich nach über diese Geschichte, die einem Gleichnis ähnelt.»

Ich hatte nicht das Verlangen, Monsieur Pleurs Lumpen zu küssen, aber seine

Erzählung hatte ich zweifellos verstanden, meinte ich doch, unter mir sämtliche Reitercharen des Höllenschlundes galoppieren zu hören.

Und als ich diesem Plato der Knausrigkeit das letzte Mal begegnete:

«Wissen Sie eigentlich», fragte er mich, «daß das Geld unser Gott ist und wir aus diesem Grund so leidenschaftlich nach ihm streben? Nein, nicht wahr? Sie sind zu jung, um auf diesen Gedanken zu kommen. Sie werden mich unweigerlich für einen gottlosen Verrückten halten, wenn ich Ihnen sage, daß ES unendlich gut, unendlich vollkommen und Herr über alle Dinge ist, daß nichts auf der Welt ohne Seinen Befehl oder Seine Erlaubnis geschieht und daß wir folglich nur geschaffen wurden, um ES zu kennen, ES anzubeten, IHM zu dienen und damit das ewige Leben zu gewinnen. Sie werden mich verabscheuen, spräche ich vom Geheimnis *Seiner Inkarnation*. Gleichviel! Sie sollen wissen, daß nicht ein Tag vergeht, ohne daß ich bitte, Sein Reich möge kommen, und Sein Name werde geheiligt.

Ich bitte das Geld, meinen Erlöser, daß es mich von allem Übel erlöse, von aller Sünde, von den Fallen des Teufels und vom Geist der Unzucht, und ich flehe zu ihm um Seine Sehnsucht, um Seine Freude und um Seinen Ruhm.

Eines Tages verstehen Sie, mein Junge, wie sich dieser Gott für uns erniedrigt hat.

Denken Sie an meinen Maniker! Und sehen Sie, zu welchem Gebrauch die Bosheit der Menschen ES verurteilt hat! Ich für meine Person wage seit dreißig Jahren nicht mehr, ES anzurühren! Ja, junger Mann, seit dreißig Jahren habe ich es nicht gewagt, mit meinen unreinen Händen ein Fünzig-Centime-Stück anzurühren. Wenn meine Mieter mich bezahlen, erhalte ich ihr Geld in einer kostbaren Kasette aus Olivenholz, das einst Christi Grab berührt hat, und ich behalte sie nicht einen Tag. Ich bin, wenn Sie es wissen wollen, ein *Büßer des Geldes*. IHM zuliebe erdulde ich, mit unaussprechlichem Trost, daß die Menschen mich verachten, daß ich sogar den Tieren Entsetzen einflöße und jeden Tag meines Lebens des Kreuzestod schrecklichsten Elends sterbe...»

Ich war weit genug in das geheimnisvolle Leben dieses außergewöhnlichen Mannes eingedrungen, um allmählich zu begreifen, daß die Art und Weise, in der er mit mir sprach, eine ganz symbolische war. Doch muß ich gestehen, daß die so grob gebrauchten Heiligen Worte einige Bestürzung in mir auslösten.

Plötzlich richtete er sich auf, hob die Arme, und ich sehe ihn noch vor mir, einem Doppelgalgen gleich, von dem die verfaulten Lumpen eines schon lange Gehenkten herabhängen.

«Man sagt allenthalben», rief er aus, «daß ich ein abscheulicher Geizhals bin. Nun, Sie werden eines Tages erzählen, daß ich das unendlich sichere Versteck gefunden habe, das kein Geizhals noch vor mir gefunden hat: *Ich vergrabe mein Geld im Herzen der Armen!* Das werden Sie bekanntmachen, mein Kind, an dem Tag, an dem Verachtung und Schmerz Sie groß genug haben werden lassen, um die höchste Ehre zu erstreben, die es gibt: die Ehre, verkannt zu werden.

Monsieur Pleur ernährte ungefähr zweihundert Familien, unter denen man vergeblich jemanden gesucht hätte, der ihn nicht als Schurken betrachtete - so schlau war er! Doch gerechter Himmel - wo ist heute die bleiche Menge der Notleidenden, denen

der bischöfliche Beauftragte dieses Büßers hilfreich zur Seite steht?

Die Gefangenen von Longjumeau

Für Henriette L'Huillier

Der Bote von Longjumeau, einer kleinen Stadt in der Nähe von Paris, berichtete gestern über das beklagenswerte Ende des Ehepaares Fourmi. Das Blatt, durch Umfang und Qualität seiner Nachrichten zu Recht in gutem Rufe stehend, erging sich in Mutmaßungen über die geheimnisvollen Gründe der Verzweiflung, die das als glücklich geltende Ehepaar in den Selbstmord getrieben hatte. Sehr jung vermählt und, seit zwanzig Jahren, immer noch selig wie am ersten Tag, hatten sie die Stadt nicht einen *einzig*en Tag verlassen. Durch die Voraussicht ihrer Erzeuger von allen Geldsorgen befreit, die das eheliche Zusammenleben vergiften können, vielmehr reichlich mit allem gesegnet, was notwendig ist, um eine Verbindung zu zieren, die, wenngleich legitim, so doch recht wenig von dem Bedürfnis nach wechselvollen Liebeserlebnissen heimgesucht wurde, das die Menschen in ihrer Unbeständigkeit gewöhnlich plagt, verkörperten sie in den Augen der Welt das Wunder einer ewig währenden Zärtlichkeit. An einem schönen Maiabend, kurz nach dem Sturz der Regierung von Adolphe Thiers, hatte der äußere Ringbahnzug sie gemeinsam mit ihren Eltern hergebracht, die gekommen waren, ihnen behilflich zu sein, sich in dem lieblichen Besitztum einzurichten, das ihr Glück nun beherbergen sollte.

Longjumeaus lautere Bewohner hatten gerührt das hübsche Paar vorbeiziehen sehen, das der Tierarzt ohne zu zögern mit Paul und Virginie aus dem Roman von Bernadin de Saint-Pierre verglich. In der Tat waren sie an diesem Tag wirklich wohlauf und glichen zwei blassen Kindern aus hochherrschaftlichem Hause.

Monsieur Piecu, der vortrefflichste Notar des Landkreises, hatte ihnen am Eingang der Stadt ein grünes Nest erworben, um das die Toten sie beneidet hätten. Denn man muß zugeben, daß der Garten an einen verlassenen Friedhof gemahnte. Dieser Anblick schien ihnen indes nicht zu mißfallen, nahmen sie doch in der Folge keinerlei Veränderung vor und ließen die Pflanzen in Freiheit gedeihen.

Einem höchst originellen Ausdruck von Monsieur Piecu zufolge lebten sie *in den Wolken*. Sie sahen so gut wie niemanden, nicht etwa aus Bosheit oder aus Verachtung, sondern ganz einfach weil ihnen nie der Gedanke daran kam.

Denn dann hätten sie sich einige Stunden oder einige Minuten aus der Umarmung lösen, die Ekstasen unterbrechen müssen, und, meiner Treu, angesichts der Kürze des Lebens hatten diese außergewöhnlichen Eheleute einfach nicht den Mut dazu.

Einer der größten Männer des Mittelalters, Meister Johannes Tauler, ein Mystiker, erzählt die Geschichte eines Einsiedlers, den eines Tages ein aufdringlicher Besucher um einen Gegenstand bat, der sich in seiner Hütte befand. Der Einsiedler schickte sich an, seine Behausung zu betreten, um den Gegenstand zu holen. Beim Hineingehen vergaß er jedoch, um welchen Gegenstand es sich handelte, denn er konnte das Bild der äußeren Dinge nicht in seinem Geist bewahren. Er trat also wieder hinaus und bat den Besucher, er möge ihm sagen, was er wünsche. Dieser wiederholte seine Bitte. Der Einsiedler ging wieder hinein, doch bevor er noch nach dem genannten Gegenstand greifen konnte, konnte er sich seiner nicht mehr entsinnen. Nach mehreren Versuchen mußte er dem aufdringlichen Menschen sagen:

«Kommen Sie herein und suchen Sie selbst, was Sie brauchen, denn *ich vermag Ihr Bild nicht lange genug in mir zu bewahren*, um zu tun, worum Sie mich bitten.»

Monsieur und Madame Fourmi haben mich oft an diesen Einsiedler denken lassen. Gern hätten sie alles gegeben, was man von ihnen verlangte, wenn sie sich auch nur einen Augenblick daran hätten erinnern können.

Ihre Zerstretheit war berühmt, bis in Corbeil sprach man davon. Sie schienen indes nicht darunter zu leiden, und die «unheilvolle» Entschlossenheit, mit der sie ihrem von allen beneideten Dasein ein Ende bereiteten, muß unerklärlich erscheinen.

Ein schon lange zurückliegender Brief des unglücklichen Fourmi, den ich vor seiner Heirat kannte, machte es mir möglich, die beklagenswerte Geschichte auf dem Wege der Induktion zu rekonstruieren.

Hier der Brief, aus dem man vielleicht ersehen kann, daß mein Freund weder ein Verrückter noch ein Dummkopf war.

«... Zum zehnten oder zwanzigsten Mal, lieber Freund, halten wir schmachlich Dir gegenüber nicht Wort. Wie groß Deine Geduld auch sein mag, ich vermute, daß Du es überdrüssig bist, uns einzuladen. Die Wahrheit ist, daß wir, meine Frau und ich, dieses Mal wie auch all die anderen Male keine Entschuldigung vorbringen können. Wir hatten Dir geschrieben, du mögest mit uns rechnen, und wir hatten überhaupt nichts zu tun. Gleichwohl haben wir den Zug versäumt, wie immer. Seit fünfzehn Jahren versäumen wir nun schon alle Züge und alle Kutschen, trotz allen guten Willens. Es ist unendlich dumm, von grauenhafter Lächerlichkeit, aber ich glaube allmählich, daß das Übel nicht zu heilen ist. Wir sind Opfer eines komischen Verhängnisses. Dagegen ist nichts auszurichten. So sind wir schon um drei Uhr morgens aufgestanden oder haben sogar eine ganze Nacht ohne Schlaf verbracht, um den Acht-Uhr-Zug nicht zu versäumen. Nun, mein Lieber, das Feuer im Kamin entflamte im letzten Augenblick, ich verstauchte mir auf halbem Wege den Fuß, Juliettes Kleid blieb an irgendeinem Gestrüpp hängen, wir schliefen auf dem Kanapee im Wartesaal ein, ohne daß uns die Ankunft des Zuges oder die Rufe des Bahnhofsangestellten rechtzeitig hätten wecken können. Und so weiter. Das letzte Mal hatte ich mein Portemonnaie vergessen.

Fünfzehn Jahre dauert das nun schon, ich sagte es bereits, und ich fühle, daß es unser Todesquell ist. Aus diesem Grund, Du weißt es wohl, ist mir alles mißlungen, habe ich mich mit aller Welt überworfen. Man hält mich für ein Monstrum an Egoismus, und meine arme Juliette trifft natürlich die gleiche Mißbilligung. Seit unserer Ankunft an diesem verfluchten Ort habe ich vierundsiebzig Begräbnisse verpaßt, zwölf Hochzeiten, dreißig Taufen, ungefähr tausend Besuche oder unerläßliche Verpflichtungen. Ich habe meine Schwiegermutter das Zeitliche segnen lassen, ohne sie auch nur einmal wiederzusehen, obgleich sie beinahe ein Jahr lang krank gewesen ist, was uns um die drei Viertel ihres Erbes gebracht hat, die sie uns am Vorabend ihres Todes durch einen Testamentszusatz wütend wieder entzogen hat.

Ich käme zu keinem Ende, wollte ich alle Dummheiten und Mißgeschicke aufzählen, die durch den unglaublichen Umstand entstanden sind, daß wir uns niemals von Longjumeau entfernen konnten. Mit einem Wort: *Wir sind Gefangene*, nunmehr ohne jede Hoffnung, und wir sehen den Augenblick kommen, wo wir dieses Sklavendasein

nicht länger werden ertragen können ...»

Ich verzichte darauf, den Rest des Briefes wiederzugeben, in dem mein trauriger Freund mir Dinge anvertraute, die aufgrund ihrer Intimität eine Veröffentlichung scheuen. Ich gebe jedoch mein Ehrenwort, daß er kein Mensch niederer Gesinnung und der abgöttischen Liebe seiner Frau würdig war und daß diese beiden Geschöpfe etwas Besseres verdient hätten als das dumme und schmutzige Ende, das sie fanden. Einige Besonderheiten, die ich bitte, für mich behalten zu können, bringen mich auf den Gedanken, daß das unglückselige Paar wirklich Opfer finsterner Machenschaften des Feindes aller Menschen war, der sie durch die Hand eines offensichtlich diabolischen Notars an diesen Ort geführt hatte, von dem sie keine Macht wieder losreißen konnte. Ich glaube wahrhaftig, daß sie nicht fliehen *konnten*, daß es um ihr Anwesen herum einen Sperrgürtel unsichtbarer, sorgfältig ausgewählter *Truppen* gab, die sie einschließen sollten und gegen die keine Kraft zu obsiegen vermocht hätte.

Zeichen dafür, daß der Teufel seine Hand im Spiel hatte, war für mich der Umstand, daß das Ehepaar Fourmi von leidenschaftlicher Reiselust verzehrt wurde. Diese Gefangenen waren ihrem Wesen nach in erster Linie Zugvögel.

Bevor sie ihren Bund eingingen, wollten sie die Welt durchstreifen. Nach der Verlobung hatte man sie in Enghien, in Choisy-le-Roy, in Meudon, in Clamart, in Montretout gesehen. Eines Tages waren sie sogar bis nach Saint-Germain vorgestoßen.

In Longjumeau, das ihnen wie eine Insel im Ozean erschien, war dieses heftige Verlangen nach kühnen Forschungsreisen, nach Abenteuern zu Lande und zu Wasser, nur noch größer geworden. Ihr Haus war vollgestopft mit Globen und Planisphären, sie besaßen englische und deutsche Atlanten und sogar eine Karte vom Mond, die in Gotha unter der Leitung eines Schuldieners namens Justus Perthes veröffentlicht worden war. Wenn sie sich nicht liebten, lasen sie gemeinsam die Geschichten berühmter Weltumsegler - aus nichts anderem bestand ihre Bibliothek -, und es gab nicht ein Reisejournal, nicht eine *Reise um die Welt*, nicht ein Bulletin geographischer Gesellschaften, auf das sie nicht abonniert gewesen wären. Eisenbahnfahrpläne und Prospekte von Schiffsagenturen regneten ihnen ununterbrochen ins Haus. Man wird es kaum glauben: Ihre Koffer waren stets gepackt. Sie waren immer kurz davor, aufzubrechen, eine endlos lange Reise in die entferntesten, gefährlichsten oder unerforschtesten Länder zu unternehmen.

Ich habe wohl an die vierzig Depeschen von ihnen erhalten, in denen sie mir ihre unmittelbar bevorstehende Abreise nach Borneo, Feuerland, Neuseeland oder Grönland ankündigten. Mehrere Male wären sie um ein Haar tatsächlich abgereist. Aber am Ende reisten sie doch nicht ab, sie reisten niemals ab, weil sie nicht abreisen konnten und durften. Die Atome und die Moleküle verbündeten sich, um sie zurückzuhalten. Eines Tages indes, vor etwa zehn Jahren, meinten sie wahrhaftig, entkommen zu können. Es war ihnen wider alle Hoffnung gelungen, sich in einen Wagen erster Klasse zu werfen, der sie nach Versailles bringen sollte. Erlösung! Dort wäre der Bannkreis ganz gewiß durchbrochen. Der Zug setzte sich in Bewegung, aber sie bewegten sich nicht. Sie waren natürlich in einem Wagen gelandet, der zum Verbleib im Bahnhof bestimmt war. Es hieß, wieder von vorne zu beginnen. Die

einzigste Reise, die sie nicht verpassen sollten, war offensichtlich jene, die sie gerade angetreten haben, und ihr wohlbekannter Charakter läßt mich leider glauben, daß sie sich nicht ohne Zittern darauf vorbereitet haben.

Eine mittelmäßige Idee

Für Louis MontchaL, dem Der Verzweifelte gewidmet ist

Sie waren vier, und ich kannte sie nur allzu gut. Wenn es Ihnen wirklich nichts ausmacht, so werde ich mir erlauben, ihnen die Namen Theodore, Theodule, Theophile und Theophraste zu geben. Sie waren keine Brüder, doch sie lebten zusammen und trennten sich nicht eine Minute. Es war unmöglich, einen von ihnen zu erblicken, ohne daß auch die anderen sofort zur Stelle gewesen wären. Kopf der Schar war natürlich Theophraste, der letztgenannte, der Mann von *Charakter*, und ich denke, er verdiente es, seine Gefährten zu beherrschen, wußte er doch am allerbesten sich selbst zu beherrschen.

Er war so etwas wie ein hagerer Puritaner, ausstaffiert mit Gewißheiten, pingelig und hellhörig. Äußerlich hatte er etwas von einem Rasierpinsel und etwas vom Taxator einer Pfandhausfiliale in einem armen Viertel.

Wenn man ihm einen guten Tag wünschte, machte er stets eine Miene, als erhielte er ein Unterpfand, und seine Antwort glich der Schätzung eines Sachverständigen. Inwendig war seine Seele der Stall eines unerweichlichen Maulesels, von der Sorte, wie sie mit großer Sorgfalt in England oder in der Stadt Calvins für den Transport der ausgewaschenen Särge gezüchtet werden.

Er wollte indes nicht, daß man ihn für einen Protestanten hielt, versicherte, er sei katholisch bis in die Haarspitzen und ließ sein Herz ostentativ auf den Weinstöcken im Weinberg der Auserwählten trocknen.

Sein Wesen bestand darin, *keusch* zu sein, vor allem aber, es zu zeigen. Keusch wie ein Nagel, wie eine Heckenschere, wie ein saurer Hering! Seine Getreuen verkündeten, er sei unverwelklich und unsäglich und in seiner Reinheit nicht weniger weiß und milchig als das leuchtende Gewand der Engel. Darf ich es zu sagen wagen? Frauen sah er als Unflat an, und der Gipfel des Wahnwitzes wäre es gewesen, hätte man ihn zu schlüpfrigen Reden verleiten wollen. Er mißbilligte in umfassender Weise die Annäherung der Geschlechter, und jedes Wort, das an Liebe denken ließ, erschien ihm als Angriff auf seine Person.

Er war so keusch, daß er selbst den Rock der Zuaven verurteilt hätte.

Das wäre, in mehr oder weniger groben Zügen, die Physiognomie des Anführers und Herrschers über die Gefährten.

Es sei mir gestattet, nun die anderen kurz zu beschreiben.

Theodore war der Löwe der Gruppe. Er war ihr Stolz und ihre Zierde, und wenn es galt, Diplomatie und Überzeugungskraft an den Tag zu legen, dann war er es, den man vorschickte, denn Theophraste fehlte es an Eloquenz.

Mochte Theodore sich auch bei diesen Gelegenheiten betrinken, um besser brüllen zu können, zog er sich doch stets zur allgemeinen Zufriedenheit aus der Affäre.

Er war ein kleiner Löwe aus der Gascogne, unglücklicherweise seiner Mähne beraubt, der sich schmeichelte, der berühmten, heute so gut wie ausgestorbenen Familie derer von Saint Antonin et de Lexos anzugehören, von deren Ruhm die Ufer

des Aveyron ein Lied singen können. Man würde Unrecht tun, wüßte man nicht, daß seine Wappen, die stolzen und edlen Wappen seiner Vorfahren, in Stein gemeißelt, das Portal oder irgendeinen anderen Teil der Kathedrale von Albi oder von Carcassonne zierten. Die Reise war zu kostspielig, als daß man sich davon hätte überzeugen können, was im übrigen überflüssig war, denn er gab sein Ehrenwort als Edelmann. Diese Wappen, die man in der Staatsbibliothek sorgfältig auf ein Papier aus Pflanzenfasern durchgezeichnet hatte, wurden mir nicht gezeigt, doch ist mir ihr Spruch: *Kreuzsapperment!* stets ebenso einfach wie wunderbar erschienen. Kurzum, Theodore faszinierte, ja blendete seine Freunde, die ihre Herkunft leider nur auf arme Bauern zurückführen konnten. Ihr Anführer konnte er freilich nicht sein, denn aller Glanz muß vor der Klugheit weichen. Schließlich war der glanz-, aber tadellose Theophraste es gewesen, der sie zum Bund vereinigt hatte, damit sie den Stürmen des Lebens würden widerstehen können. Er war es, der sie jeden Tag zusammenhielt, sie Tugend lehrte, sie Leben und Denken lehrte, und der hitzige Achill hatte edelmütig eingewilligt, sich dem orakelhaften Nestor zu unterwerfen.

Theodule und Theophile können in wenigen Worten abgefertigt werden. An ersterem war einzig bemerkenswert die augenfällige Kraft eines gefügigen, absolut dumpfen Ochsen, den man einen Friedhof hätte beackern lassen können. Er war schlicht glücklich, unter dem Stachel zu laufen, und brauchte so gut wie kein Licht. Letzterer hingegen lief aus Furcht. Er fand den Bund weder sehr geistreich noch sehr amüsant, aber da er sich von Theophraste hatte fesseln lassen, wagte er noch nicht einmal den Gedanken an eine Flucht und zitterte davor, das Mißfallen dieses furchterregenden Mannes auf sich zu ziehen. Er war sehr jung, fast noch ein Kind und verdiente in meinen Augen ein besseres Los, schien er mir doch mit Intelligenz und Empfindsamkeit begabt.

Hier nun die erbärmliche Idee, der einfältige Ideenkarren, dessen Gespann diese vier Individuen bildeten. Könnte jemand sich eine noch dümmere einfallen lassen, ich wäre ihm persönlich verpflichtet, wenn er sie mir mitteilen würde.

Sie hatten den Plan gefaßt, den geheimnisvollen Bund der *Dreizehn*, wie Balzac ihn erträumt hatte, zu viert zu verwirklichen. *Heidnischer* Traum, wenn es je einen gegeben hat. *Eadem velle, eadem nolle* heißt es bei Sallust, einer der schauderhaftesten Kanailen des Altertums. Nur noch ein Herz und eine Seele, verteilt auf vier Körper - das hieß auf seine Persönlichkeit verzichten und Zahl, Menge, Stück, Teil eines Kollektivwesens zu werden. Was für eine geniale Idee! Gleichviel: Balzacs Wein, zu schwer für diese armen Köpfe, hatte sie vergiftet, dieser Zustand erschien ihnen göttlich, und sie verbanden einander mit einem Schwur.

Sie haben richtig gelesen. *Mit einem Schwur*. Auf welches Evangelium, welchen Altar, welche Reliquien schworen sie? Sie haben es mir nicht gesagt, sehr zu meinem Leidwesen, denn ich hätte es gerne erfahren. Alles, was ich entdecken oder mutmaßen konnte, war, daß sie mit Formeln der Verwünschung und unter Anrufung sämtlicher Abgründe als Zeugen ihr Leben der absurden Bestimmung weihten, niemals einen Gedanken zu haben, der nicht der Gedanke ihrer Gruppe wäre, nichts zu lieben oder zu hassen, was nicht gemeinsam geliebt oder gehaßt worden wäre, niemals das geringste Geheimnis zu bewahren, sich alle ihre Briefe vorzulesen und in

alle Ewigkeit zusammenzuleben, ohne sich einen einzigen Tag zu trennen. Natürlich muß Theophraste Anstifter dieses feierlichen Aktes gewesen sein. Die anderen wären nicht so weit gegangen.

Da sie alle vier Angestellte im selben Büro desselben Ministeriums waren, konnten sie den wesentlichen Teil ihres Programmes verwirklichen. Sie hatten dasselbe Nachtlager, denselben Tisch, dieselben Kleider, dieselben Gläubiger, dieselben Spaziergänge, dieselben Lektüren, denselben Argwohn oder Abscheu gegen alles, was nicht zu ihrer Quadrilla gehörte, und täuschten sich in derselben Weise über die Menschen und die Dinge. Um völlig unter sich zu sein, ließen sie ihre alten Freunde und Gönner auf üble Weise fallen, darunter ein sehr großer Künstler, den sie, ein unglaubliches Glück, einen Augenblick lang zu interessieren vermocht hatten und der sie vor der Absicht zu bewahren versucht hatte, auf allen vieren zu laufen wie die Schweine.

Etliche Jahre vergingen auf diese Weise, die besten Jahre des Lebens, denn Theophraste, der Älteste, zählte kaum dreißig Jahre, als der Bund geschlossen wurde. Sie wurden beinahe berühmt. Das Gespött entstand in einer Weise auf ihren Wegen, daß sie mehrere Male gezwungen waren, das Viertel zu wechseln.

Die Gutmütigen empfanden Mitleid beim Anblick dieser vier traurigen Gestalten, diesen Kettensklaven der Dummheit, die, in gleicher Kleidung und gleichem Schritt, stets aussahen, als würden sie, unter dem wachsamen Auge argwöhnischer Schutzleute, ihre eigenen Seelen zu Grabe tragen.

Das mußte natürlich mit einem Drama enden. Theodore, der Entflammbare, verliebte sich eines Tages. Man unterhielt so wenige Beziehungen wie nur möglich, aber einige gab es doch. Ein junges Mädchen, von Gott nicht geliebt, meinte gut daran zu tun, einen Edelmann zu heiraten, dessen Wappen mit Bestimmtheit die Kathedrale in Albi oder die Kathedrale in Carcassonne zierte. Es versteht sich von selbst, daß ich nicht die unendlich komplizierte Geschichte dieser Heirat erzähle, die das mechanische Dasein unserer Helden wesentlich und tiefgreifend veränderte. Schon bei den ersten Anzeichen des Übels hatte Theodore, getreu dem Programm, seinen drei Freunden sein Herz geöffnet. Sie waren zutiefst bestürzt. Theophraste gab zunächst seiner grenzenlosen Empörung Ausdruck und verspritzte mit schrecklichen Worten das schwärzeste Gift auf alle Frauen ohne Ausnahme.

Es fehlte nicht viel, und man hätte sich geschlagen; die Heilige Feme stand kurz vor ihrer Auflösung. Theodule verging vor Schmerz, wohingegen Theophile, insgeheim nach Unabhängigkeit dürstend und vom Wunsch besessen, es möge eine Revolution ausbrechen, sich nicht zu äußern wagte und in düsteres Schweigen hüllte.

Doch die Wogen glätteten sich wieder, das künstliche Gleichgewicht wurde wiederhergestellt, jeder Block, kurz emporgehoben, fiel schwer wieder in seine Aushöhlung zurück, und Theophraste, den schrecklichen Aufpasser, ließ der Gedanke, daß seine Herde sich alles in allem um eine Einheit vermehren würde, bald in der Hoffnung auf noch größere Herrschaft schwelgen.

Gemeinsam baten die Unzertrennlichen für Theodore um die Hand der Unglückseligen, die den Abgrund nicht sah, in den ihr blinder Wunsch, einen Nachkommen der tapferen Ritter zu heiraten, sie stürzen sollte.

Die Hölle begann schon am ersten Tag. Es war verabredet worden, daß das gemeinsame Leben fortgesetzt werden sollte. Den jungen Eheleuten wurde zwar zugestanden, die Nacht alleine zu verbringen, doch mußten alle, wie zuvor, zu einer bestimmten Stunde auf den Beinen sein, und niemand durfte murren, wenn es galt, ein Reglement von geradezu klösterlicher Strenge zu befolgen. Theodore mußte jeden Morgen ausführlich berichten, was sich in der Dunkelheit des ehelichen Schlafzimmers zugetragen hatte, und schon bald entdeckte die arme Frau mit Entsetzen, daß sie *vier* Männer geheiratet hatte.

Und so tat sich vor ihren Augen sogleich nach ihrer traurigen Hochzeit die allerschlimmste Zukunft auf. Sie erkannte die niederträchtige Dummheit des Hochstaplers, dessen Frau sie geworden war, und das entwürdigende Sklavendasein, das dieser Verein von Dummköpfen bewirkte. Ihre Briefe wurden von dem verhassten Theophraste geöffnet und in ihrer Gegenwart laut vor den anderen verlesen. Der Büffel bedeckte mit seinem Mist und seinem schmutzigen Geifer die Vertraulichkeiten von Frauen, Müttern und jungen Mädchen.

Mit Einwilligung ihres Ehemannes erstreckte sich die Tyrannei des abscheulichen Kerkermeisters auf ihre Toilette, ihre Haltung, ihren Appetit, ihre Worte, ihre Blicke und die geringste ihrer Gesten. Dem Ertrinken nahe, mit Füßen getreten, in den Schmutz gezogen, fiel sie verzweifelt in tiefstes Schweigen und begann, aus ganzem Herzen die Glücklichen zu beneiden, die, von niemandem begleitet, im Leichenwagen reisen.

In der ersten Zeit schloß die Quadrilla sie zu Hause ein, wenn sie in ihr Büro ging, denn sie dorthin mitzunehmen, hätte die Verwaltung nicht zugelassen.

Erhebliche Schwierigkeiten zwangen sie, ihre Strenge zu lockern. So kam es, daß sie etwa acht Stunden am Tag frei war - oder sich frei glaubte - zu kommen und zu gehen, wann es ihr gefiel. Sie wußte nicht, daß die Pförtnersfrau, reichlich bezahlt, ihre Aus- und Eingänge notierte und daß Spione in gleichmäßigen Abständen die Nachbarstraßen säumten und jeden ihrer Schritte beobachteten.

Die Gefangene nutzte also diese scheinbare Freiheit, um eine andere Luft zu kosten als die ihrer dumpfen Klosterzelle, wo sie kaum zu atmen wagte.

Sie besuchte Verwandte, alte Freundinnen, machte Spaziergänge auf dem Boulevard und den Flußkais. Dafür wurde sie mit Szenen teuflischer Gewalt bestraft und wurde noch unglücklicher. Denn Theodore war, von seinen übrigen charmanten Eigenschaften einmal abgesehen, eifersüchtig wie ein kabyllischer Blaubart.

Das war zuviel. Es geschah, was naturgemäß, *schicksalshaft*, unter einem solchen Regiment geschehen mußte.

Madame Theodore lauschte nicht ohne Vergnügen den Worten eines Fremden, der ihr im Vergleich mit diesen Idioten wie ein Genie vorkam. Er erschien ihr schön wie ein Gott, denn er glich ihnen nicht, unendlich hochherzig, denn er sprach voll Sanftmut zu ihr, und auf der Stelle wurde sie seine Geliebte, in einer Aufwallung unsäglichlicher Freude. Was dann geschah, konnte man letzthin einem Polizeibericht entnehmen.

Man hat mir jedoch erzählt, daß just am Abend des Sturzes, als die vier Männer versammelt waren, ihnen der böse Geist erschienen ist.

Die furchtbare Strafe eines Zahnarztes

Für Edouard d'Arbourg

«Würden Sie mir endlich die Ehre erweisen, Monsieur, mir zu sagen, was Sie wünschen?» Die Person, an die sich die Worte des Typographen richteten, war ein absolut unauffälliger Mann, der erstbeste dieser nichtssagenden und hohlen Spezies, einer von denen, die aussehen, als würden sie im *Plural existieren*, so sehr drücken sie das Milieu, das Allgemeine, das Gemeinsame aus. Er hätte *Wir* sagen können, wie der Papst, und ähnelte einer Enzyklika.

Seine Gestalt, grob zurechtgehauen, gehörte der unzählbaren Gattung falscher Mastochsen aus dem Süden an, die kein Kreuzungsversuch zu veredeln vermag und bei denen gleichwohl alles, bis hin zu ihrer Plumpeheit, nichts als Schein ist. Er vermochte nicht sogleich zu antworten, denn er war außer sich und unternahm in eben diesem Augenblick einen verzweifelten Versuch, jemand zu sein. Seine großen, unsicher blickenden Augen rollten hin und her, wobei sie fast aus ihren Höhlen sprangen, ähnlich den Kugeln bestimmter Glücksspiele, die zu zögern scheinen, bevor sie in die nummerierte Höhlung fallen, in der sich das Schicksal irgendeines Dummkopfes erfüllen wird. «Ja, zum Henker noch mal!» rief er schließlich mit starkem Toulouser Akzent, «es wird ja wohl nicht das Himmelkreuzdonnerwetter sein, das ich in Ihrem Laden suche. Sie werden mir hundert Anzeigen für eine Heirat anfertigen.» «Sehr wohl, Monsieur. Hier sind unsere Vorlagen. Sie können auswählen. Wünscht Monsieur eine Luxusanfertigung mit schönen Wasserzeichen oder auf sehr feinem Japanpapier?» «Luxus? Das will ich meinen! Man heiratet ja schließlich nicht alle Tage. Sie werden mir das ja wohl nicht auf Schmierpapier machen wollen! Das Feinste vom Feinen, versteht sich. Aber lassen Sie sich bloß nicht einfallen, mir mit einem Trauerrand zu kommen, verdammt noch mal!» Der Typograph, ein einfacher Mann aus dem Vaugirard-Viertel, der fürchtete, es mit einem ernstlich Verrückten zu tun zu haben, den man nicht aufregen durfte, begnügte sich mit einem maßvollen Protest gegen den Verdacht einer solchen Nachlässigkeit. Als man daran ging, den Text zu entwerfen, zitterte die Hand des Kunden so sehr, daß der Arbeiter nach seinem Diktat schreiben mußte: «Doktor Alcibiade Gerbillon hat die Ehre, Ihnen seine Heirat mit Mademoiselle Antoinette Planchard anzuzeigen. Der kirchliche Segen wird in der Pfarrkirche von Aubervilliers erteilt.» «Vaugirard und Aubervilliers, das liegt nicht gerade nebeneinander», dachte der Typenfänger und ließ sich vorsichtshalber bezahlen.

Natürlich lag das nicht nebeneinander. Seit gut fünfzehn Stunden irrte Doktor Alcibiade Gerbillon, seines Zeichens Zahnarzt, nun schon durch Paris. Sämtliche anderen Schritte im Hinblick auf seine Eheschließung, die in zwei Tagen bevorstand, hatte er in aller Ruhe, wie ein Schlafwandler, erledigt. Allein diese Formalität mit der Anzeige hatte ihn völlig durcheinander gebracht. Und der Grund: Gerbillon war ein *Mörder*, der keine Ruhe mehr fand.

Das erkläre, wer kann. Nach dem Verbrechen, das er auf die hinterhältigste und schändlichste Weise begangen hatte, ohne jede Gefühlsregung, wie ein Tier, hatte Schuldgefühl ihn erst beim Eintreffen eines gedruckten, mit breitem Trauerrand versehenen Schreibens befallen, in dem eine ganze in Tränen aufgelöste Familie ihn

bat, der Beerdigung seines Opfers beizuwohnen.

Dieses typographische Meisterwerk hatte ihn in Angst und Verwirrung gestürzt und seine Nerven zerrüttet. Er riß untadelige Zähne aus, vergoldete ungeschickt unerhebliche Stümpfe, stürzte sich mit wildem Eifer auf erlesenes Zahnfleisch, brachte Kinnbacken zum Erzittern, denen die Zeit Achtung gezollt hatte und bereitete seiner Kundschaft auf diese Weise völlig neue Qualen.

Düstere Alpträume suchten sein einsames Zahnkünstlerlager heim und ließen noch die Gebisse aus vulkanisiertem Kautschuk knirschen, die er selbst in die Mundhöhlen verzweifelter Bürger gebaut hatte, deren Vertrauen ihn beehrte. Und Ursache dieser Verwirrung war nichts anderes als diese belanglose Mitteilung, die sämtliche angesehenen Gewerbesteuerpflichtigen der Umgebung seelenruhig aufgenommen hatten - denn Alcibiade war einer dieser glühenden Anbeter des Molochs der Dummköpfe, auf die das Gedruckte nie seine Wirkung verfehlt.

Kann man es glauben? Er hatte wirklich und wahrhaftig *aus Liebe* getötet. Die Gerechtigkeit will zweifellos, daß ein solches Verbrechen der zahnärztlichen Lektüre zur Last gelegt wird, die den einzigen geistigen Nährstoff dieses Mörders bildete. Die vielen Fortsetzungsromane mit tragisch endenden Liebesverwicklungen hatten ihn allmählich in der Versuchung bestärkt, den Schirmhändler, der seinem Glück im Wege stand, mit einem Schlag zu erledigen.

Dieser junge, mit prächtigen Zähnen versehene Kaufmann, dessen Kiefer zu verheeren er nie Gelegenheit gehabt hatte, war im Begriff, Antoinette, die Tochter des Eisengroßhändlers Planchard, zu heiraten, für die Gerbillon seit dem Tag, da das charmante Kind ihm ohnmächtig in die Arme gesunken war, nachdem er ihr einen tuberkulösen Backenzahn abgebrochen hatte, in stummer Liebe entbrannt war. Man schickte sich an, das Aufgebot zu bestellen. Mit der raschen Entschlossenheit, die Zahnärzte so furchterregend macht, setzte Alcibiade die Beseitigung seines Rivalen ins Werk. Eines Morgens, bei wolkenbruchartigem Regen, wurde der Schirmhändler tot in seinem Bett gefunden. Die ärztliche Untersuchung erbrachte, daß ein Schurke der allergefährlichsten Sorte den Unglücklichen im Schlaf erwürgt hatte. Der teuflische Gerbillon, der besser als jeder andere wußte, woran man sich zu halten hatte, bestätigte kühn diese Auffassung und durfte sich bei der wissenschaftlichen Demonstration der Freveltat einer unerbittlichen Logik rühmen. Seine Maßnahmen waren im übrigen von einer solchen Genauigkeit, daß die Justiz sich nach einer ebenso vergeblichen wie sorgfältigen Untersuchung gezwungen sah, auf das Auffinden des Schuldigen zu verzichten.

Der mörderische Zahnarzt war also gerettet, wengleich nicht ungestraft, wie man sehen wird. Da er Nutzen aus seinem Verbrechen ziehen wollte, begann er, kaum war der Schirmhändler unter der Erde, die Belagerung Antoinettes. Die souveräne Haltung, die er im Verlauf der Untersuchung an den Tag gelegt hatte, das Licht, das er so reichlich in dieses finstere Drama getragen hatte, schließlich der respektvolle Eifer seiner feinfühligen Anteilnahme einer jungen Person gegenüber, die ein so grausamer Schlag getroffen hatte, erleichterten ihm den Zugang zu ihrem Herzen.

Es war, um die Wahrheit zu sagen, kein schwer einzunehmendes Herz, kein Herzensbabylon. Die Tochter des Eisenhändlers war eine vernünftige, kräftige

Jungfrau, die nur wenig in ihrem Schmerz versank.

Sie trachtete nicht nach dem vergeblichen Ruhm ewiger Klage, gab nicht vor, untröstlich zu sein. «Man lebt nicht für die Toten, für einen toten Ehemann finden sich zehn lebendige», murmelte Alcibiade ihr ins Ohr. Einige Sentenzen, aus dem gleichen Abgrund heraufgeholt, offenbarten ihr bald den Edelmut dieses Zahnbrechers, der etwas Transzendentes an sich zu haben schien. «Ihr Herz ist es, Mademoiselle, das ich Ihnen exstirpieren möchte», sagte er eines Tages zu ihr. Das gab den Ausschlag.

Diese charmanten Worte - die zu genießen das junge Mädchen glücklicherweise aufgrund ihrer Erziehung in der Lage war - überzeugten sie endgültig. Im übrigen war Gerbillon ein Ehemann, den man vorzeigen konnte. Man wurde sich mühelos einig, und die Ehe wurde geschlossen. Warum mußte ein so teuer errungenes Glück durch die Erinnerung an den Toten vergiftet werden? War nicht die denkwürdige Todesanzeige, deren Eindruck langsam zu verblassen begonnen hatte, wieder in der Phantasie des Mörders aufgetaucht, der sich schlicht durch sie denunziert glaubte? Am Vorabend seiner Hochzeit - wir haben es gesehen - hatte die fixe Idee wieder Besitz von ihm ergriffen, mehr als je zuvor, trieb ihn bis an den Rand des Wahnsinns, ließ ihn einen ganzen Tag wie einen Flüchtling in einer Gegend von Paris umherirren, die er nicht bewohnte, bis zu der schrecklichen Stunde, da er endlich die Kraft gefunden hatte, seine Heiratsanzeigen bei diesem Drucker in Vaugirard zu bestellen, der ganz gewiß sein Verbrechen erraten hatte.

Es hatte sich also gelohnt, so schlau, so geschickt gewesen zu sein, die Justiz in die Irre geführt und entgegen aller Hoffnung die Hand einer angebeteten Frau erhalten zu haben, um jetzt von diesen elenden Halluzinationen heimgesucht zu werden!

Die Trunkenheit der ersten Tage war nur ein Aufschub. Noch bohrte die Sichel des Honigmondes der frischgebackenen Eheleute ihre spitzen Hörner in das Himmelsblau, als das Mißgeschick zu keimen begann.

Alcibiade entdeckte eines Morgens das Portrait des Schirmhändlers. Ach, nur eine einfache Photographie, die Antoinette in größter Unschuld angenommen hatte, als sie glaubte, kurz vor der Ehe mit ihm zu stehen.

Der Zahnarzt, außer sich vor Wut, riß sie auf der Stelle in Fetzen unter den Augen seiner Frau, die diese Gewalttätigkeit empörte, wenn die Reliquie ihr auch nicht sonderlich kostbar erschien. Gleichzeitig jedoch - denn es ist unmöglich, irgend etwas zu zerstören - begann das feindliche Bild, das zuvor nur auf dem Papier wie der sichtbare Reflex eines der zahllosen Fragmente des unsichtbaren Negativs existiert hatte, von dem das Universum umgeben ist, sich in das plötzlich *beeindruckte* Gedächtnis von Madame Gerbillon einzuprägen. Von Stund an ließ ihr der Verstorbene, dessen Andenken ihr beinahe gleichgültig geworden war, keine Ruhe mehr. Sie sah nur noch ihn, unaufhörlich ihn, atmete ihn durch sämtliche Poren ein und aus, übersättigte mit ihren Ausdünstungen ihren traurigen Ehemann, der überrascht und verzweifelt war, immer und immer wieder diesen Kadaver zwischen sich und ihr vorzufinden. Nach einem Jahr bekamen sie ein epileptisches Kind, einen monströsen Jungen, der die Gestalt eines dreißigjährigen Mannes und wundersame Ähnlichkeit mit Gerbillons Opfer hatte. Der Vater floh schreiend davon, irrte wie ein

Besinnungsloser drei Tage umher, um sich am Abend des vierten Tages über die Wiege seines Sohnes zu beugen und ihn schluchzend zu erwürgen.

Alles, was du willst.

Für den Prinzen Alexandre Ourousof

Maxence, erschöpft nach einem langen, wonnereichen Abend, gelangte an die Ecke der Rue Dupleix und der Ruelle Dupleix, auf der anderen Seite der Militärakademie. Der Ort, schon am hellichten Tag einfach abscheulich, war nun, um ein Uhr in der Nacht, natürlich erst recht unheimlich. Besonders die schwarze Gasse sah nicht besonders vertrauenerweckend aus. Der schlammige Straßenrumpf, wo Artillerie und Kavallerie zum Spottpreis in schauerlichen Garnisonen bearbeitet wurden, machte den nächtlichen Wanderer unweigerlich bange.

Dennoch überlegte er. Vom Boulevard de Grenelle, den sittsame Leute fürchteten, kam dumpfer Lärm herüber. Die Angst, in ein Gemenge von Trunkenbolden zu geraten, bewog ihn schließlich, in den schmutzigen Schlauch einzubiegen, an dessen Ende er mit Gewißheit eine friedlichere Umgebung für seine Liebesträumereien zu finden glaubte. Er kam gerade aus den Armen seiner Geliebten und verspürte das Bedürfnis, seinen Liebesrausch im schläfrigen Dämmer eines ungestörten Nachhausewegs abzukühlen.

«He da, kommst du oder nicht?» sagte eine abstoßende Stimme, die versuchte, liebenswürdig zu erscheinen.

Danach sah Maxence, wie eine massige Frau sich von der allernächsten Mauer löste und auf ihn zukam, ihm die kostbare Ware ihrer Liebe anzubieten.

«Ich mach's dir nicht teuer, komm, und ich tu alles, was du willst, mein Süßer.» Sie sagte das Programm her. Der reglose Nachtschwärmer lauschte den Worten, als lauschte er seinen eigenen Herzsschlägen. Es war einfach dumm, aber er hätte nicht zu sagen vermocht, warum diese Stimme ihn bewegte. Er hätte es nicht zu sagen vermocht, der Arme, selbst wenn es um seine Haut gegangen wäre. Seine Verwirrung war indes offensichtlich. Und diese Verwirrung wandelte sich in unerträgliche Angst, als er gewahr wurde, daß seine Seele willenlos auf diese marktschreierische Schamlosigkeit zutrieb und sich auf dem Strom seines Lebens zu den entferntesten Ufern seiner Vergangenheit zurücktragen ließ.

Erinnerungen wunderbarer Süße, unsäglich entweiht durch den Anlaß, dem sie sich verdankten! Die Eindrücke seiner Kindheit waren etwas Göttliches gewesen, und sein jetziges Dasein hatte, Gott sei's geklagt, nichts Rühmliches an sich.

Wenn er nach irgendeiner Liederlichkeit, wieder Kräfte zu sammeln suchte, indem er diese Eindrücke heraufbeschwor, dann kamen sie treu und brav herbeigelaufen, wie frierende und verlassene Schafe, die nichts Besseres verlangten, als stets ihrem Hirten zu folgen.

Dieses Mal hatte er sie jedoch nicht gerufen. Sie kamen von selbst oder vielmehr, *eine andere Stimme* hatte sie gerufen, eine Stimme, auf die sie zweifellos ebenso hörten wie auf die seine, und es war entsetzlich, nichts an dem Geschehen begreifen zu können.

«*Alles, was du willst!* Ich mach' dir alles, was du willst, mein Liebster...»

Nein, das war nicht zu ertragen. Seine Mutter war tot, bei lebendigem Leib verbrannt. Er erinnerte sich an eine verkohlte Hand, einziger Teil des Leichnams, den man ihm zu zeigen gewagt hatte. Seine einzige Schwester, die, fünfzehn Jahre älter als er, ihn mit liebevoller Sorgfalt aufgezogen hatte und der er das Beste verdankte, was in ihm war, hatte ein nicht weniger tragisches Ende gefunden. Der Ozean hatte sie, gemeinsam mit fünfzig anderen Passagieren, bei einem nur zu berühmten Schiffbruch vor einer der ungastlichsten Küsten des Golfs von Gascogne verschlungen. Ihr Körper konnte nicht gefunden werden. Und diese beiden Schmerzensgestalten ergriffen ein jedes Mal von ihm Besitz, wenn er sich über die Brüstung seiner Erinnerung beugte, um sein eigenes Leben dahinfließen zu sehen.

Nun, es war schauerlich, es war monströs, aber die Hure, die ihn hier auf diesem Bürgersteig festhielt, auf diesem Kai der Hölle, wie Maeterlinck sagt, hatte genau die Stimme seiner Schwester, jenes auserwählten, engelgleichen Wesens, dessen Füße, so glaubte er, den Schlamm von Sodom gereinigt hätten.

Oh, es war ihre Stimme, zweifellos! Unaussprechlich verkommen, vom Himmel herabgefallen, wälzte sie sich in den schmutzigen Abgründen, in denen der Donner stirbt. Aber es war trotz allem ihre Stimme, sie war es so sehr, daß er versucht war, schreiend und schluchzend davonzustürzen. Es stimmte also, daß die Toten sich in dieser Weise unter die Lebenden mischen können oder unter die, die so tun, als seien sie lebendig! Just in dem Augenblick, da die alte Prostituierte ihm ihr widerwärtiges Fleisch anbot - in welchem Stil, gerechter Himmel! -, hörte er, wie seine Schwester, welche die Fische vor einem Vierteljahrhundert gefressen hatten, ihm die Liebe zu Gott und den Armen ans Herz legte. «Wenn du wüßtest, wie schön meine Schenkel sind», sagte die Vampirin.

«Wenn du wüßtest, wie schön Jesus ist», sagte die Heilige.

«Komm zu mir, mein kleiner Schäker, ich hab' ein schönes Feuer und ein schönes Bett. Du wirst es nicht bereuen», sagte die eine. «Mach deinem Schutzengel keinen Kummer», murmelte die andere.

Unwillkürlich hatte er diese fromme Empfehlung, die seine ganze Kindheit erfüllt hatte, *mit lauter Stimme* ausgesprochen.

Bei diesen Worten zuckte die Bettlerin heftig zusammen und begann zu zittern. Sie richtete ihre alten, wäßrigen, blutunterlaufenen Augen auf ihn- erloschene Spiegel, die alle Bilder der Ausschweifung und der Folter widergespiegelt zu haben schienen - und schaute ihn begierig an, mit diesem entsetzten Blick der Ertrinkenden, die ein letztes Mal den meergrünen Himmel durch die Glasscheibe des Wassers sehen, das sie erstickt... Eine Minute lang herrschte Schweigen. «Monsieur», sagte sie schließlich, «ich bitte Sie um Verzeihung. Es war nicht recht von mir, Sie anzusprechen. Ich bin nur ein altes Kamel, ein Strohsack für gemeine Halunken. Sie hätten mich mit Fußtritten in den Rinnstein werfen sollen. Gehen Sie nach Hause, und möge der Herr Sie beschützen.» Maxence, verwirrt, sah sie gleich darauf in der Dunkelheit verschwinden.

Sie hatte recht nach alledem, es galt, nach Hause zu gehen. Und so lenkte der späte Spaziergänger seine Schritte zum Boulevard de Grenelle, aber wie schleppte er sich dahin! Diese Begegnung hatte ihn förmlich zu Boden geschlagen. Er hatte noch keine

zehn Schritte getan, als die alte Hirnfresserin wieder hinter ihm auftauchte.

«Monsieur, ich flehe Sie an, gehen Sie nicht dort entlang!»

«Und warum sollte ich dort nicht entlanggehen?» fragte er. «Das ist doch mein Weg nach Vaugirard.»

«Gleichgültig, Sie müssen umkehren, Sie müssen einen Umweg machen, auch wenn es Sie eine Stunde mehr kostet. Sie können totgeschlagen werden, wenn Sie über den Boulevard gehen. Wenn Sie es wissen wollen: Die Hälfte der Pariser Zuhälter hat sich da zu ihren Geschäften versammelt, sie stehen von den Schlachthöfen bis zur Tabakmanufaktur. Die Polizei hat ihnen das Feld überlassen. Niemand könnte Sie beschützen, man würde Ihnen bestimmt übel mitspielen.»

Maxence war versucht zu antworten, daß er keines Schutzes bedürfe, doch zum Glück fühlte er die Torheit eines solchen Trotzes. «Gut», sagte er, «ich werde in Richtung Invalidendom gehen. Das ist ja doch ein starkes Stück! Ich bin todmüde, und jetzt muß auch noch dieses liederliche Volk mir in die Quere kommen. Man sollte die Kavallerie auf diese Mädchenhändler hetzen ...!»

«Es gäbe vielleicht eine Möglichkeit», sagte die Alte nach kurzem Zögern. «Ach, und welche Möglichkeit wäre das?» Mit größter Demut legte sie ihm daraufhin dar, daß es ein leichtes für sie wäre, jemandem dort Durchgang zu verschaffen, bekannt wie sie war in dieser hübschen Welt...

«Nur», fügte sie mit überraschender Sanftheit hinzu, «man müßte dann glauben, daß Sie eine ... eine Bekanntschaft sind, und dafür ist es unerläßlich, daß ich Ihren Arm nehme.»

Jetzt war Maxence es, der zögerte, in der Furcht, es handelte sich um irgendeine Falle. Eine unbekannte Kraft in ihm ließ ihn indes nicht lange überlegen, und so konnte er ohne Beschimpfungen die gemeine Menge durchqueren, an seinem Arm und nahe seinem Herzen dieses Geschöpf, das, im Vorbeigehen von einigen Ganoven beglückwünscht, der Sünde selbst allen Mut hätte nehmen können. Kein Wort fiel zwischen ihnen. Er fühlte nur, daß sie seinen Arm drückte und sich sehr viel enger an ihn preßte, als die Situation es strenggenommen erfordert hätte, ja daß sogar etwas Krampfartiges in dieser Umklammerung lag. Die ungeheure Verwirrung, die ihn erfaßt hatte, war nun, da sie nicht mehr sprach, verschwunden. Das brachte ihn natürlich auf die Vermutung, es habe sich um eine Art *Halluzination* gehandelt, denn jeder weiß, wie bequem dieses kostbare Wort ist, mit dessen Hilfe wir versuchen, alle dunklen Gefühle und Vorgefühle zu erhellen.

Als der Augenblick kam, sich zu trennen, murmelte Maxence ein paar nichtssagende Dankesworte und griff nach seinem Portemonnaie in der Absicht, die seltsame, stumme Gefährtin, die ihn vielleicht gerade gerettet hatte, zu belohnen. Diese bot ihm jedoch mit einer Geste Einhalt. «Nein, Monsieur, darum geht es nicht.» Erst jetzt sah er, daß sie weinte, denn er hatte nicht gewagt, sie während der halben Stunde ihres gemeinsamen Weges anzuschauen. «Was haben Sie?» fragte er, sehr bewegt, «was kann ich für Sie tun?»

«Wenn Sie mir erlauben würden, Sie zu küssen», antwortete sie, «dann wäre mir das die größte Freude meines Lebens, meines abscheulichen Lebens, und dann werde ich die Kraft haben, zu sterben.»

Da sie sah, daß er einwilligte, stürzte sie sich auf ihn, vor Liebe grunzend, und küßte ihn, als wollte sie ihn verschlingen.

Ein Klagelaut des Mannes, den sie zu ersticken drohte, veranlaßte sie, die Umarmung zu lösen. «Adieu Maxence, mein kleiner Maxence, mein armer Bruder. Adieu für immer, und verzeih mir», rief sie aus. «Jetzt kann ich sterben.» Bevor ihr Bruder Zeit hatte, die geringste Bewegung zu machen, war ihr Kopf schon von den Rädern eines nächtlichen Lastwagens zermalmt, der mit stürmischer Geschwindigkeit vorüberfuhr. Maxence hat keine Geliebte mehr. Er beendet gerade sein Noviziat als Laienbrüder im Kloster des großen Kartäuserordens.

Ein Mordsbrand

Für Alfred Valette

Wenn man tot ist, dann für lange Zeit. *Ein Erbe*

Monsieur Fiacre-Pretextat Labalbarie hatte sich mit sechzig Jahren von seinen Geschäften zurückgezogen, nachdem er beträchtliche Reichtümer in seinem Gewerbe als Sargwäscher zusammengetragen hatte.

Niemals hatte er seine Kundschaft enttäuscht, und die Genfer Aristokratie, die ihn so lange Zeit mit ihren Aufträgen überhäuft hatte, war stets eines Sinnes, wenn es galt, seine Genauigkeit und seine Ehrenhaftigkeit zu rühmen.

Die Vortrefflichkeit seiner Arbeit, für die sogar das argwöhnische England sich verbürgte, hatte den Beifall Belgiens, Illinois' und Michigans gefunden. Sein Rückzug war mithin Anlaß großer Bitterkeit in beiden Welten gewesen, als internationale Blätter wehklagend bekanntgegeben hatten, daß dieser berühmte Handwerker das Gepränge des Kontors aufgegeben habe, um sein allseits geachtetes weißhaariges Haupt nun geliebten Studien zu widmen. In der Tat war Fiacre ein glücklicher alter Mann, dessen philosophische und humanitäre Berufung erst just in dem Augenblick zum Ausbruch gekommen war, als Fortuna, ohne Zweifel weniger blind und weit weniger gemein, als die eitle Menge glaubt, ihn endlich mit ihrer Gunst überschüttet hatte.

Anders als viele verachtete er keineswegs das unendlich ehrenwerte und einträgliche Geschäft, das es ihm erlaubt hatte, so gut wie aus dem Nichts zum Gipfel von gut zehn Millionen emporzusteigen. Vielmehr erzählte er mit der naiven Begeisterung eines alten Soldaten von den zahllosen Schlachten, die er der Konkurrenz geliefert hatte und fand Vergnügen daran, sich die bisweilen heroischen Gefechte der Inventuren ins Gedächtnis zurückzurufen.

Er hatte ganz einfach nach dem Vorbild von Karl V. dem Reich der Faktura entsagt, um sich Höherem zu widmen.

Da er summa summarum genug zum Leben hatte und zu alt geworden war, um danach trachten zu können, noch lange Zeit den Scharfblick des gewitzten Geschäftsmannes zu bewahren, dieses gewisse plötzliche Etwas, das die Kaufmannschaft verwirrt und die Machenschaften der Mitbewerber zum Scheitern verurteilt, hatte er die Weisheit besessen, seiner kommerziellen Macht in einem günstigen Augenblick zu entsagen, bevor der gute Stern seines Gewerbes zu verblassen beginnen konnte.

Fortan gab er sich ausschließlich den Freuden der menschlichen Gattung hin.

Die Nichtigkeit aller Mittel und Wege, die Hohlköpfe bislang zur Milderung der Armut ausgeklügelt hatten, mit ergreifender Klarsicht vor Augen und im übrigen unerschütterlich von der *Nützlichkeit* der Armen überzeugt, glaubte er, daß es Besseres gäbe, als die verfügbaren finanziellen oder geistigen Mittel für die Unterstützung dieser Herde aufzuwenden.

Folglich entschloß er sich, die letzten Schimmer seines Geistes auf die Tröstung der Millionäre zu verwenden.

«Wer denkt», so sagte er, «an die Schmerzen der Reichen? Ich allein vielleicht und der göttliche Bourget, in den meine Kundschaft ganz vernarrt ist. Weil sie ihre Aufgabe erfüllen, die darin besteht, sich zu amüsieren, damit die Geschäfte gehen, hält man sie allzu leicht für glücklich und vergißt dabei, daß sie ein Herz haben. Man hat die Stirn, ihnen die niederen Widerwärtigkeiten der Armen entgegenzuhalten, wo diese doch im Grunde die Pflicht haben zu leiden, so als könnten Lumpen und schlechte Nahrung auf eine Waagschale mit der Angst vor dem Tod geworfen werden. Denn das ist das Gesetz. Man stirbt nur wirklich, wenn man besitzt. Kapital ist unerlässlich, um die Seele auszuhauchen, und genau das will man nicht verstehen. Der Tod ist nichts anderes als die Trennung vom Geld. Wer keines hat, hat auch kein Leben und kann daher auch nicht sterben...» Von solchen Gedanken erfüllt - die tiefer waren, als er ahnte -, arbeitete der Sargwäscher mit seiner ganzen Seele an der Beseitigung der Schrecken des Todes.

Er hatte die Ehre, als einer der ersten die hochherzige Idee des Krematoriums gehegt zu haben. Die von alters her bestehende Furcht vor dem Tod war diesem Denker zufolge vor allem auf die schreckliche Vorstellung der Zersetzung zurückzuführen. In den Vereinsversammlungen der Krematoren, die ihn zu ihrem Präsidenten gewählt hatten, berichtete er über ihre verschiedenen Phasen und ließ mit der Eloquenz des Hasenfußes die ganze unterirdische Chemie abrollen. Der Gedanke, zum Beispiel zu einer Blume zu werden, empörte seine Buchhalterseele.

«Ich will kein Aas sein», rief er aus. «Ich verlange, daß man mich sofort nach meinem Tod verbrennt, daß man mich verglüht, zu Asche werden läßt, denn das Feuer reinigt alles ...»

Sein Wunsch wurde restlos erhört, wie wir sehen werden.

Der vortreffliche Mann hatte einen Sohn, wie man ihn allen wünschen sollte, die den Preis des Geldes kennen.

Ich bitte an dieser Stelle um Erlaubnis, einen kurzen Augenblick den festen Boden verlassen und in den Dithyrambus emporfliegen zu dürfen. Dieudonne Labalbarie war, wenn ich es zu sagen wagen darf, noch bewundernswerter als sein Vater.

Zustande gekommen in der Sternstunde eines Sieges über vermessene Konkurrenten, verkörperte er in vollendeter Form das Ideal solider Tugenden, wie sie sich die seriösesten Kreditanstalten nicht besser wünschen können.

Im Alter von fünfzehn Jahren hatte er bereits Ersparnisse angelegt; seine Person wurde wie ein Buch geführt. Selbst der allerpedantischste Buchhalter hätte an ihm keine Nachlässigkeit entdecken können.

Der Gipfel der Ungerechtigkeit wäre gewesen, ihm eine Minute Begeisterung, eine auch nur unterdrückte Anwandlung törichter Rührung über irgend jemanden oder

irgend etwas vorzuwerfen. Sein glücklicher Vater war gezwungen, sich auf die Kasse oder auf das Kontor zu stürzen, wenn er von ihm sprach, so trunken machte ihn der Gedanke, einen solchen Sohn gezeugt zu haben. Dieser vom Himmel gesegnete Knabe lebt und gedeiht. Er hat sein Vermögen in den drei Jahren, die er Waise ist, sogar noch verdoppeln können, indem er die heftige Liebe einer steinreichen Schildkrötenwärterin zu gewinnen wußte, mit der er soeben den Bund der Ehe geschlossen hat, und viele Leute würden ihn zweifellos wiedererkennen, wenn ich nicht fürchtete, das lilienweiße Gewand seiner Bescheidenheit zu beschmutzen, indem ich versuchte, sein liebenswertes Bild zu zeichnen. Rate, wer kann. Vielleicht habe ich schon zuviel verraten, wenn ich sage, daß er die Physiognomie eines schönen Reptils hat und gewöhnlich von einem riesigen Fleischerhund begleitet wird. Hier nun die äußerst wenig bekannte Geschichte des väterlichen Todes und Begräbnisses. Liebhaber anmutiger Gefühle sind aufgefordert, die Lektüre nicht fortzusetzen.

Eines Morgens stellte der hinzugerufene Totenarzt fest, daß der große Fiacre zu existieren aufgehört hatte.

Unverzüglich begann Labalbaries Sohn zu funktionieren. Ohne vergebliche Tränen zu verschwenden, ohne den kostbaren «Stoff» seines eigenen Lebens, nämlich «die Zeit» zu vergeuden - nach dem edlen Wort Benjamin Franklins, das er ständig zitierte -, machte er Ordnung und traf alle Vorbereitungen, ohne einen Augenblick zu verlieren. Um zehn Uhr fünfunddreißig waren die Zeitungen über seine Trauer in Kenntnis gesetzt, und der Ausdruck seines Schmerzes verstreute sich bereits in tausend Exemplaren über die ganze Windrose, denn umsichtigerweise hatte er die Todesanzeigen schon lange Zeit im voraus bestellt und angefertigt. Das gleiche galt auch für die schwarze Marmorplatte, die für das *Kolumbarium* bestimmt war, und auf der ein von Flammen umgebener Phönix mit ausgebreiteten Schwingen zu sehen war sowie, auf Verlangen des Verstorbenen, die erschreckende Inschrift:

ICH WERDE WIEDERERSTEHEN

Er machte eine kurze Spazierfahrt mit dem Fahrrad, um durch eine kräftige Luftzufuhr neue Energie zu gewinnen, aß ausgiebig zu Mittag, empfing einige in Tränen gebadete Besucher, absolvierte seine Andachtsübungen in der Börse, nahm gegen Abend einige vorteilhafte Eintreibungen vor und verbrachte die Nacht außer Haus, um die ganze Heftigkeit seines Kummers zu demonstrieren. Am nächsten Morgen brachte ein prachtvoller, mit Blumen bedeckter Leichenwagen, gefolgt von einer wenig gesammelten Menge, die sterbliche Hülle des Verstorbenen zum Krematorium. «So so, du wirst wiedererstehen», sagte der leutselige Dieudonne bei sich selbst, als er in der schrecklichen *Brennkammer* zurückgeblieben war, allein mit den beiden Männern, die seinen Vater in den Ofen schieben sollten. «Wir werden schon sehen, ob du wiedererstehen wirst...!» Der Sarg, verwaltungs- und vorschriftsmäßig aus leichten Brettern gefertigt, um von der siebenhundert Grad heißen Luft sofort verglüht zu werden, ruhte auf dem mechanischen Wagen, dessen zwei Metallstangen, mit kraftvollem Schwung nach vorne gestoßen, die Toten in die Glut eintauchen lassen, um dann mit einem schrillen Geräusch wieder zurückzuzuschnellen, wie Diastole und Systole: Eine Bewegung, die

fünfundzwanzig Sekunden dauert.

Dieudonne war gerade an diesem Punkt seiner sohnespflichtigen Andacht angelangt, *als ein Geräusch im Innern des Sarges zu vernehmen war...* Oh, ein dumpfes und recht unbestimmtes Geräusch, aber trotz allem ein Geräusch, wie von einem falschen Toten, der versucht, sich in seinem Leichentuch zu bewegen. Es schien sogar, als ging ein Zittern durch den Sarg... Im gleichen Augenblick öffnete sich, präzise betätigt, die Tür des Ofens.

Die drei Gesichter, von der schrecklichen Flamme gerötet, schauten sich an.

«Es ist der Körper, der sich leert», sagte Dieudonne ruhig.

Die beiden anderen zögerten. «Nun los doch, Himmeldonnerwetter!» brüllte plötzlich der Vatermörder. «Ich sage euch doch, es ist der Körper, der sich leert.» Und er schob ein Bündel Banknoten in die Hand des Nächststehenden.

Die Stangen schnellten vor und zurück. Die Tür Schloß sich, aber wohl nicht schnell genug, denn Dieudonne, der ihr genau gegenüberstand, glaubte in den Flammen des augenblicklich auflodernden Sarges die beiden ausgestreckten Arme und das verzweifelte Gesicht seines Vaters zu sehen.

Die Märtyrerin

Für Julien Leclercq

«So ist es also wahr, mein Herr Schwiegersohn, daß keinerlei religiöse Erwägung Ihre Seele zu beeinflussen vermag. Sie werden noch nicht einmal bis morgen warten, um *Ihre Schweinereien zu machen*, ich ahne es nur zu gut. Sie werden kein Mitleid haben mit diesem armen Kind, das bis zum heutigen Tag in engelsgleicher Reinheit aufgewachsen ist und das Sie mit Ihrem Reptilienatem beflecken werden. Oh, mein Gott, dein Wille geschehe und dein Name sei geheiligt, auf immer und ewiglich!»
«Amen», antwortete Georges und zündete sich eine Zigarette an. «Ein letztes Mal, meine liebe Schwiegermutter, seien Sie meiner ewigen Dankbarkeit versichert. Ich verlasse mich für alle Zeiten auf Ihre Gebete und werde Ihre Ermahnungen nicht vergessen, glauben Sie mir. Auf Wiedersehen.» Der Zug setzte sich in Bewegung. Madame Durable, jetzt auf dem Bahnsteig zurückgeblieben, sah den Schnellzug enteilen, der die Jungverheirateten in Richtung Süden davontrug.

Innerlich erregt durch die Emotionen dieses Tages, die Augen gleichwohl trocken wie Emaille, die gerade aus dem Ofen kommt, klopfte sie nervös mit dem Schirm auf den Boden. Voller Wut ihre Hingabe und ihre Opfer überdenkend, sagte sich die teure Seele, daß es wahrhaft hart sei, zwanzig Jahre lang nur für diese undankbare Tochter gelebt zu haben, die sie gleich in der ersten Stunde ihrer Ehe verließ, um einem offenkundig schamlosen Fremden zu folgen, der sie ohne Zweifel so gut wie unverzüglich mit seinen unzüchtigen Berührungen entweihen würde. Ach ja, was hatte man doch für Annehmlichkeiten mit den Kindern! «Bedenken Sie, Monsieur» - sie wandte sich beinahe unbewußt an den stellvertretenden Bahnhofsvorsteher, der sich ihr genähert hatte, um sie höflich zum Gehen aufzufordern -, «bedenken Sie, daß man sie unter Schmerzen zur Welt bringt, von denen Sie sich gar keine Vorstellung machen können. Man erzieht sie zu Gottesfurcht und versucht, sie Engeln gleich zu machen, damit sie würdig sind, ewig zu Füßen des Lammes zu singen. Man betet für sie Tag und Nacht ohne Unterlaß, ein Drittel seines Lebens. Man erlegt sich zum

Wohle dieser zarten Seelen Strafen auf, deren Gedanke allein schon schaudern läßt. Und das ist die Belohnung. Das ist sie! Man wird verlassen, einfach stehengelassen wie alter Plunder, wie Unrat, sobald ein liederlicher Kerl erscheint, den man so dumm war zu empfangen, weil er wie ein guter Christ aussah und der das auf der Stelle ausnützte, um ein unschuldiges Herz zu besudeln, um unreine Gedanken einzuflüstern, um - darf ich es zu sagen wagen? - eine junge, in heiligster Unkenntnis aufgewachsene Person glauben zu machen, die schmutzigen Berührungen eines fleischeslustigen Ehemannes würden sie größere Freude empfinden lassen als die keuschen Zärtlichkeiten einer Mutter... Und Sie sehen, was geschieht, Monsieur, Sie können Zeugnis davon ablegen am Tag des Jüngsten Gerichts! Ich bin verlassen, im Stich gelassen, verraten, allein in der Welt, ohne Hoffnung und ohne Trost. Versetzen Sie sich doch einmal in meine Lage!» «Madame», antwortete der Angestellte, «bitte glauben Sie mir, daß ich an Ihrem Kummer tiefen Anteil nehme. Aber ich habe die Pflicht, Sie daraufhinzuweisen, daß die Erfordernisse des Bahnhofsbetriebes es nicht gestatten, Sie hier länger verweilen zu lassen. Ich muß Sie daher zu meinem großen Bedauern bitten, sich entfernen zu wollen.» Solcherart verabschiedet, wandte die schmerzerfüllte Mutter sich zum Gehen, nicht ohne ein letztes Mal den Himmel als Zeugen ihrer grenzenlosen Trauer angerufen zu haben.

Madame Virginie Durable, geborene Mucus, war der Typus der unzureichend bewunderten *Märtyrerin*.

Sie war sogar eine Lyoner Märtyrerin und mithin der gräßlichste Drachen überhaupt. Seit ihrer Kindheit war sie den grausamsten Henkern ausgeliefert gewesen, ohne jemals die Erquickung menschlicher Tröstung zu erfahren. Die Welt wurde im übrigen regelmäßig über ihre Qualen in Kenntnis gesetzt.

Dreißig Jahre zuvor, als Monsieur Durable, heute Austernhändler im Ruhestand, dieses Opfertier geheiratet hatte, ahnte der arme Mann kaum, welche entsetzliche Verantwortung als Folterknecht auf ihm lastete.

Es dauerte freilich nicht lange, bis er es erfuhr, und im Lauf der Zeit ließ es ihn sogar vollständig verblöden.

Was er auch tun oder sagen mochte, es war ihm auch nicht ein einziges Mal gelungen, nicht verbrecherisch zu sein, das Herz seiner Frau nicht mit Füßen zu treten, es nicht mit Schwertern oder Dornen zu verletzen.

Virginie war eines dieser liebenswürdigen Geschöpfe, die «soviel gelitten» haben, deren kein Mann würdig ist, die niemand zu verstehen oder zu trösten vermag und die nicht Arme genug haben, sie zum Himmel zu heben.

Sie trug, das versteht sich von selbst, eine erhabene Frommheit zur Schau, die ausreichend bewundern zu wollen lächerlich gewesen wäre und von der sie selbst unaufhörlich verwirrt wurde. Kurzum, sie war eine untadelige Ehefrau, guter Gott, zog sie doch unweigerlich die ungewöhnlichsten himmlischen Segnungen auf das Geschäft eines böartigen Dummkopfes herab, der sein Glück nicht begriff.

Eines Tages, einige Jahre nach ihrer Heirat, als die Märtyrerin noch jung und, wie es scheint, recht appetitlich war, überraschte der verhaßte Mensch sie in Gesellschaft eines wenig bekleideten Kavaliere.

Die Umstände waren solcherart, daß man nicht nur blind, sondern taub wie der Tod hätte sein müssen, um auch nur den geringsten Zweifel zu hegen. Die sittenstrenge Frömmlerin, die ihn mit augenscheinlich geteilter Begeisterung zum Hahnrei machte, war nicht literarisch genug, um ihm mit den Worten Ninons aufzuwarten, aber es war beinahe ebenso schön.

Hoherhobenen Busens trat sie ihm entgegen, und mit sehr sanfter, mit tieferster und leiser Stimme sagte sie zu dem verdutzten Mann: «Mein Freund, ich bin gerade in Geschäften mit dem Herrn Grafen. Gehen Sie doch Ihre Kunden bedienen, ja?»

Woraufhin sie die Tür schloß. Und das war das Ende. Zwei Stunden später teilte sie ihrem Ehemann mit, sie habe nicht mehr die Absicht, das Wort an ihn zu richten, es sei denn in absolut dringenden Fällen. Sie sei es müde, bis zu seiner Krämerseele herabzusteigen, und beklagte, ihre jungfräulichen Hoffnungen einem ungeschliffenen Kerl ohne Ideale geopfert zu haben, der die Taktlosigkeit besaß, ihr nachzuspionieren. Als Tochter eines Gerichtsvollziehers vergaß sie bei diesen Gelegenheiten nicht, an die Überlegenheit ihrer Abkunft zu erinnern.

Seit diesem Tag ging diese Christin der ersten Jahrhunderte nur noch mit einer Märtyrerkrone einher, und das Leben wurde zur Hölle, wurde ein See tiefster Bitterkeit für den armen, gezähmten Hahnrei, der zu trinken begann und schwachsinnig genug wurde, um aus triftigem Grund und aus Barmherzigkeit in ein Asyl gesteckt zu werden.

Ein unerhörtes Glück wollte es, daß die Erziehung von Mademoiselle Durable besser war, als man aufgrund der Umstände hätte vermuten können. Freilich hatte ihre tugendhafte Mutter, rastlos mit der Abstumpfung Monsieur Durables beschäftigt und obendrein finsternen Ränken ausgeliefert, sich ihrer nur recht wenig angenommen und sie frühzeitig der käuflichen Wachsamkeit der Ordensschwwestern von der Pilatustreppe überlassen, die sich ihrer Aufgabe wie durch ein Wunder gewissenhaft erledigten.

Das junge Mädchen, in ausreichendem Maße mit einer Mitgift versehen und in jeder Hinsicht vorzeigbar, ergriff bereitwillig die erstbeste Gelegenheit zur Heirat, als sie erst einmal die Lächerlichkeit und abscheuliche Bosheit der alten Hündin durchschaut hatte. Diese wurde also *Schwiegermutter* durch eine geheimnisvolle Fügung der furchtbaren Vorsehung.

Die Tapferkeit des Freiers wurde allgemein bewundert.

Die Zeremonie war kaum vollzogen, als dieser ohne jede Rücksicht seine feste Entschlossenheit erklärte, sich unverzüglich mit seiner Frau in einem Schnellzug entfernen zu wollen, wobei ein jeder hatte feststellen können, daß dieser zweifellos verabredete Entschluß die junge Ehefrau, die für die mütterlichen Seufzer und Vorwürfe nur zerstreute Aufmerksamkeit zu haben schien, nicht im mindesten betrübte.

Madame Durable war also in einem Zustand edelmütigster Empörung in ihr einsames Haus zurückgekehrt, wo sie auf heilige Rache sann. Doch nein. Das Wort Rache war nicht angebracht. Es galt zu strafen.

Diese mit Füßen getretene Mutter hatte das Recht zu strafen. Sie hatte sogar die Pflicht, damit dem vierten Gebot des göttlichen Gesetzes Genüge getan wurde.

Mithin war jedes Mittel recht, würde die fromme Absicht die giftigsten Machenschaften adeln. In Ausführung dieser lobenswerten Absicht sorgte die Märtyrerin fortan eifrig und unter Zuhilfenahme aller Manöver und Kunstgriffe für die Schande ihres Schwiegersohnes und die Schande ihrer Tochter. Der erstere wurde scheußlicher Laster, schändlicher Gewohnheiten bezichtigt, für die niederträchtige Zeugen sich verbürgten. Die junge Frau empfing Briefe, die aus Sodom hätten abgesandt sein können. Frau Hinterlader schrieb ihr ihre Klagen, und der Knabe Dickfinger ließ sie wissen, «daß es so nicht gehen werde». Eine Flut von unflätigen Mitteilungen überschwemmte das eheliche Bett der Frischvermählten. Auf den Ehemann hagelte eine endlose Zahl anonymer oder pseudonymer Schreiben unterschiedlichster Form nieder, freilich stets salbungsvoll und mit leutseligem Bedauern abgefaßt, die ihn behutsam über die schmutzige Vergangenheit seiner Gefährtin in Kenntnis setzten, deren Pesthauch einst fünfzig junge Mädchen in den Schlafsälen des Pensionats hatte verfaulen lassen und die ihm *außer ihrer Mitgift* gewiß nur die niedere und rudimentäre Jungfräulichkeit ihres Körpers hatte bieten können. Nichts vermöchte die teuflische Bosheit, die infernalische Sachkundigkeit auszudrücken, mit der die Fäden dieser verleumderischen Intrige gesponnen und das schreckliche Gift des Kindermordes tagtäglich dosiert wurde. Das dauerte mehr als sechs Monate. Die Unglücklichen, die zunächst nichts als tiefe Verachtung empfinden wollten, wurden bald vom Grauen einer so hartnäckigen Verfolgung gepackt. Sie erfuhren, daß Briefe aus derselben *unbekannten* Quelle um sie herum in den Hotels auf die Direktoren und Bediensteten niederregneten, desgleichen auf bestimmte Honoratioren in den Städten oder Dörfern, die sie auf ihrer Flucht durchquerten. Sie wurden ständig von panischer Angst gequält. In den Klauen eines unheilbaren Argwohns, den sie vergeblich sinnlos wußten, versanken sie in einer Schlammgrube schwermütiger Melancholie. Sie schliefen nicht mehr, aßen nicht mehr, und ihre Seelen traten aus ihren Gefäßen, um sich in den bleichen Abgründen der Hoffnungslosigkeit zu verlieren. Eines Tages schließlich starben sie gemeinsam zur gleichen Stunde und am gleichen Ort, ohne daß man hätte ganz genau erfahren können, auf welche Weise sie zu leiden aufgehört hatten. Die Mutter, ihnen wie ein Hai stets auf den Fersen, ließ ihren Selbstmord feststellen, damit ihnen kein christliches Begräbnis zuteil wurde. Nun ist sie mehr und mehr die Märtyrerin, erhebt sich jeden Tag äußerst mühelos bis zum dritten Himmel und läutet jeden Abend zu später Nachtstunde - so besagt die Chronik der Rue de Constantinople - einem stämmigen Kammerdiener.

Der Silberblick

Für Alcide Guerin

Meine Lieblingserzählung

«Haben Sie Erbarmen mit einem armen Seher!» Eine höchst alltägliche Geschichte. Er hatte das Pech gehabt, infolge einer entsetzlichen Katastrophe, bei der eine große Anzahl ehrbarer Leute ihr Leben lassen mußte, von *Hellsichtigkeit* befallen zu

werden.

Es war, so glaube ich, ein Eisenbahnunglück, wenn es nicht ein Schiffbruch, eine Feuersbrunst oder ein Erdbeben war. Man hat es niemals erfahren. Er sprach nicht gern davon, und man mochte es noch so behutsam und listig anstellen, stets wußte er sich der beleidigenden Neugier der Mildtätigen zu entziehen.

Niemals werde ich seine stattliche Bettlergestalt unter dem Portal der Basilika Sankt-Isidor-vom-Landmann vergessen, wo er um seine Almosen bettelte. Denn sein Ruin war zweifellos vollkommen.

Es war unmöglich, sich der respektvollen Rührung zu erwehren, die ein so außergewöhnliches und so edelmütig erduldetes Mißgeschick einflöbte. Man fühlte mit Gewißheit, daß diese Person einst mehr als viele andere die kostbaren Freuden der Blindheit gekannt hatte.

Zweifellos hatte eine hervorragende Erziehung die unschätzbare Fähigkeit, nichts zu sehen, in ihm verfeinert, eine Fähigkeit, die das Privileg beinahe aller Menschen und entscheidendes Kriterium ihrer Überlegenheit über die bloßen Tiere ist. Vor seinem Unfall - man ahnte es bewegt - mochte er wohl einer dieser bemerkenswerten Blinden gewesen sein, die zur Zierde ihres Vaterlandes berufen sind, und von dieser Zeit blieb ihm etwas Melancholisches - ein Fürst der Finsternis, den man ins Licht verbannt hatte. Indes regneten die Gaben nicht gerade reichlich in den alten Hut, den er den Passanten entgegenstreckte. Ein Bettler, der mit einem so außergewöhnlichen Gebrechen geschlagen war, verwirrte die Freigebigkeit der Gottesfürchtigen, die sein Anblick hastigen Schrittes in die Kirche stürzen ließ.

Instinktiv mißtraute man einem Armen, der am hellen Mittag die Sonne sah. Erklärbar war das nur durch irgendein außergewöhnliches Verbrechen, eine namenlose Freveltat, für die er auf diese Weise büßen mußte, und die Passanten zeigten ihn von weitem ihren Kindern als lebendes Zeugnis eines furchtbaren Gottesurteils.

Eine Zeitlang hatte man sogar Ansteckung befürchtet, und der Pfarrer des Kirchspiels schickte sich bereits an, ihn zu vertreiben. Glücklicherweise hatte eine Gruppe ehrbarer Wissenschaftler, deren Sachkundigkeit keinem Zweifel unterlag, nicht ohne Bitterkeit, aber auf das entschiedenste erklärt, daß «das nicht übertragbar sei».

So lebte er also knapp von den spärlichen Almosen und vom mageren Ertrag geringfügiger Arbeiten, in denen er sich auszeichnete.

Er hatte nicht seinesgleichen, wenn es galt, Nadeln einzufädeln. Sogar Perlen fädelte er mit überraschender Geschwindigkeit auf. Ich persönlich sah mich unlängst gezwungen, mehrere Male seine Hilfe in Anspruch zu nehmen, um die Werke eines renommierten Psychologen zu entziffern, der die Angewohnheit hatte, mit gespaltenem Kamelhaar zu schreiben. Auf diese Weise machten wir Bekanntschaft, und es entstand die beklagenswerte Intimität, die ich eines Tages teuer bezahlen sollte.

Gott bewahre mich vor Hartherzigkeit einem armen mißgestalteten Wesen gegenüber, das überdies seit langem unglücklich unter der Erde hegt. Doch man urteile selbst, wie verheerend für meine jugendliche Vorstellungskraft der Einfluß einer Person war, die mich das magische, seit so vielen Jahrhunderten vergessene Geheimnis lehrte,

einen Löwen von einem Schwein und den Himalaya von einem Misthaufen zu unterscheiden. Dieses gefährliche Wissen stürzte mich beinahe ins Verderben. Es fehlte wenig, und ich hätte das Schicksal meines Lehrers geteilt. So weit war es mit mir gekommen, daß ich beinahe nicht mehr *umhertappte*. Dieses Wort sagt alles. Mein gütiger Stern, dem Himmel sei Dank, rettete mich vor dem Abgrund. Langsam gelang es mir, mich von diesem unheilvollen Aszendenten zu lösen, den Zauber endgültig zu brechen und immer noch eine recht gute Figur unter den Maulwürfen und blinden Hühnern zu machen, die unter sich das Blindkuh-Spiel des Lebens spielen. Es war indes Zeit, höchste Zeit, und ich sah mich gezwungen, einen beträchtlichen Teil meines Einkommens für die berühmte Fingerfertigkeit eines Augenarztes aus Chikago zu verwenden, der mich für alle Zeiten vom Licht befreite.

Gleichwohl wollte ich erfahren, was aus diesem schrecklichen Bettler geworden war, und hier nun die genaue Beschreibung seines Endes. Noch einige Jahre lang führte er sein Bettlerdasein als Seher am Eingang der Kathedrale weiter. Sein Übel, so sagte man, verschlimmerte sich mit dem Alter. Je älter er wurde, um so klarer sah er. Seine Almosen verringerten sich im umgekehrten Verhältnis.

Die Vikare gaben ihm noch einige Heller, um ihr Gewissen zu beruhigen.

Nichtsahnende Fremde oder Leute aus dem niedersten Volk, die sehr wahrscheinlich das Prinzip der Klarsichtigkeit in sich trugen, kamen ihm bisweilen zu Hilfe. Der Blinde von der anderen Seite des Eingangs, ein gerechter und bedauernswerter Mann, der schöne Einnahmen hatte, beschenkte ihn mit einer bescheidenen Gabe an den Tagen mit großem Festgeläute.

Aber all das war wirklich sehr wenig, und da die Abscheu, die er einflößte, jeden Tag größer wurde, gab es bald Anlaß zu der Vermutung, daß er über kurz oder lang Hungers sterben werde. Man hätte glauben können, er habe einen Eid darauf geleistet. Zynisch breitete er sein Gebrechen aus, wie die arm- und beinlosen Krüppel, die Kropfigen, die mit Geschwüren Bedeckten oder die von der englischen Krankheit Befallenen es mit den ihrigen bei den Votivfesten auf dem Lande tun. Er hielt es den Leuten unter die Nase und zwang sie gewissermaßen, es einzuatmen. Ekel und Empörung der Öffentlichkeit waren auf ihrem Höhepunkt, und das Leben des Landstreichers hing nur noch an einem einzigen Faden, als ein wundersames, unerwartetes Ereignis eintrat. Der Seher erbte einen Haufen Silber von einem Großneffen in Amerika, der ungewöhnlichen Reichtum in der Guano-Fälschung erworben hatte und in Araukanien von Kannibalen verschlungen worden war. Der ehemalige Bettler ließ die Reste nicht reklamieren, sondern trat das Erbe an und begann, ein ausschweifendes Leben zu führen. Es sah aus, als würde die unwahrscheinliche, beinahe ungeheuerliche Hellsichtigkeit, die ihn berühmt gemacht hatte, sogleich *galoppierend* werden, einer Schwindsucht gleich, die das Laster beschleunigt. Das genaue Gegenteil trat ein.

Einige Monate später war er vollständig geheilt - ohne Operation. Er verlor sein ganzes Hellsehen und wurde sogar völlig taub. Er lebte nur noch dem Ziel, sich die Nase zu begießen. *Der Silberblick* hatte ihn endlich befreit von der äußeren Welt.

Niemand ist vollkommen

Für Camille Lemonnier

Nachdem Esculape Nuptial sich vergewissert hatte, daß der Alte eine ausreichende Anzahl Messerstiche erhalten und tatsächlich das getan hatte, was man den letzten Seufzer nennt, stand ihm zunächst einmal der Sinn danach, sich irgendeiner Lustbarkeit hinzugeben.

Dieser kluge Mann meinte, daß das Seil nicht immer gespannt sein kann, daß es ratsam ist, bisweilen Atem zu schöpfen und jede Mühe ihren Lohn wert ist. Er hatte das Glück gehabt, eine große Summe in seine Finger zu bekommen. Voller Lebensfreude und mit zart duftendem Gewissen ging er unter den Kastanienbäumen oder den Platanen einher und atmete mit Wonne den wohlriechenden Hauch des Abends ein.

Es war Frühling, nicht der zweideutige, rheumatische Frühling der Tagundnachtgleiche, sondern die berauschte Erneuerung des beginnenden Juni, wenn die umschlungenen Zwillinge vor dem Krebs zurückweichen.

Esculape, von süßen Eindrücken überschwemmt und die Augen tränennaß, fühlte sich als Apostel. Er wünschte das Glück der menschlichen Gattung, die Brüderlichkeit der wilden Tiere, den Schutz der Unterdrückten, die Tröstung all derer, die leiden. Sein Herz, von Vergebung voll, neigte sich den Armen zu. In die ausgestreckten Hände verteilte er das Kupfergeld, das seine Taschen randvoll füllte. Er betrat sogar eine Kirche und nahm teil am gemeinsamen Gebet, das eine treue Herde murmelte.

Er betete inbrünstig zu Gott und teilte ihm mit, er liebe seinen Nächsten wie sich selbst. Er stattete Dank ab für das Gute, das ihm zuteil geworden, ihm, der aus dem Nichts emporgezogen worden sei. Er bat darum, daß die Finsternis, in der die Häßlichkeit und Bosheit der Sünde sich ihm verbargen, sich zurückziehen möge, nahm eine sorgfältige Gewissenserforschung vor, entdeckte in seinem Innern hartnäckige Schwächen, beharrlichen Plunder: Anwandlungen von Eitelkeit, Ungeduld, Zerstreutheit, Unterlassungen, voreilige und wenig barmherzige Urteile usw., vor allem jedoch Faulheit und Nachlässigkeit in der Ausführung der *Pflichten seines Standes*.

Er endete mit der guten Absicht, fortan weniger schwach und sündig zu sein, erflehte den Beistand des Himmels für die Sterbenden und die Reisenden, bat, wie es sich gehört, um Schutz in der Nacht und lief, von diesen Gefühlen durchdrungen, ins nächste Hurenhaus.

Denn er hielt etwas auf ehrliche Freuden. Er war nicht eines dieser Individuen, die sich leichtfertig frivolen Zerstreutungen hingaben. Er neigte eher zur Strenge, erwehrte sich gar nur mit Mühe einer lächerlichen Ernsthaftigkeit. Er tötete, um zu leben, denn einen dummen Beruf gibt es nicht. Er hätte, wie so viele andere, sich der Gefahren einer so heiklen Betätigung rühmen können. Aber er zog es vor zu schweigen. Den Winden gleich, erblühten die Blumen seiner Seele nur im Schatten. Er tötete zu Hause, höflich, diskret und auf die sauberste Art der Welt. Er leistete, so kann man sagen, hübsche Arbeit.

Er versprach nicht, was er nicht halten konnte. Er versprach überhaupt nichts. Seine Kunden beklagten sich indes nie.

Giftigen Zungen schenkte er keine Beachtung. *Gute Arbeit tun und die Leute reden lassen*, das war seine Devise. Die Stimme seines Gewissens genügte ihm. Ihn, den

nach innen Gewandten, sah man höchst selten in den Cafes, und selbst die Böswilligen waren gezwungen, ihm Gerechtigkeit widerfahren zu lassen und zuzugeben, daß er außerhalb des Bordells mit so gut wie niemandem verkehrte. In dieser gastlichen Bleibe war die Wahl seiner Liebe auf ein junges, leichtbekleidetes Mädchen gefallen, welches das Etablissement florieren ließ und dessen frühreife Virtuosität Gegenstand allgemeiner Begeisterung war.

Kaum der Kindheit entwachsen, hatten schon zahlreiche Salons sie bewundern dürfen. Der glückliche Esculape hatte es mit Geschick vermocht, ihre Liebe zu erringen, und die Zeit schien «in ihrem Flug innezuhalten», wenn diese beiden Geschöpfe sich gemeinsam über den mystischen See beugten.

Die entzückende Loulou wollte nichts mehr wissen, sobald ihr kleiner Titi erschien, und oft war dieser gezwungen, sie an ihr Berufsethos zu erinnern, wenn die alten Herren ungeduldig wurden. Sie gab ihm dafür wertvolle Hinweise ... Kurzum, mit Umsicht legten sie recht hübsche Summen an. Loulou brauchte so gut wie nichts. Luft und Licht genügten ihr beinahe zu ihrer täglichen Toilette, die stets sehr einfach und von vollendetem Geschmack war. Sie sahen bereits die Belohnung vor sich, die glückliche Zukunft, die sie auf dem Lande erwartete, in einem kleinen Häuschen, versteckt hinter Fliederbüschen und Rosenstöcken, das sie eines Tages kaufen würden, das friedliche Alter, mit dem die Vorsehung diejenigen entlohnt, die tapfer gekämpft haben.

Ja, gewiß - doch leider! Wer vermag zu sagen, wie vergeblich die Gedanken der Menschen sind? Was nun folgt ist außerordentlich schmerzhaft. In dieser Nacht erschien Esculape nicht. Das Haus litt mehr, als man sagen kann. Die arme Loulou, zunächst fiebrig, dann erregt, schließlich verstört, hörte auf zu gefallen. Ein belgischer Notar, der die Gelder seiner Kunden mitgebracht hatte, erhielt ein Paar schallende Ohrfeigen, welche die Passanten in Erstaunen versetzten.

Der Skandal war gewaltig, und der Verruf schien unmittelbar ins Haus zu stehen. Aber sie wollte «auf nichts und niemanden hören». Ihre Unruhe wuchs ins Delirium, und sie trieb die Mißachtung der Gesetze so weit, ein Fenster zu öffnen, das seit dem 14. Juli geschlossen geblieben war und mit schrecklicher Stimme in der großen Stille der Nacht nach ihrem Titi zu rufen.

Einige protestantische Pastoren suchten das Weite, nicht ohne ihrer Empörung Ausdruck verliehen zu haben, und schon am nächsten Morgen sagten seriöse Zeitungen traurig das Ende der Welt voraus.

Soll ich es sagen? Esculape trieb sich herum. Esculape hatte eine Schlange getroffen. Als er im Begriff gewesen war, brav in den Schoß der Liebe zurückzukehren, wurde er von einem Kindheitsgefährten angesprochen, den er seit zehn Jahren nicht mehr gesehen hatte und dem es gelang, ihn zum ersten Mal in seinem Leben zu Ausschweifungen zu verführen. Die Spitzfindigkeiten, die dieser unheilvolle Freund von sich gab, um ihn von dem geraden Weg abzubringen, der in den Himmel führt, sind mir nicht bekannt, aber sie betranken sich in einer Weise, daß der aus der Bahn geworfene Liebhaber der wehklagenden Loulou im Morgenrauen einen Wagen nahm, um einen *Geistlichen Kampf* zu holen, den er am Vorabend bei seiner Leiche vergessen zu haben sich erinnerte und den er als absolut unerläßlich für seinen inneren Fortschritt erachtete. Der getreue Gefährte seiner Nacht führte ihn gleichsam

an der Hand bis in das Zimmer des Toten, wo ihn der Polizeikommissar zuvorkommenderweise erwartete.

So kam es, daß eine einzige Schwäche zwei Karrieren zerstörte. Niemand ist vollkommen.

Kains schönster Fund

Für Henry Hornbostel

Ich weiß nicht, wie es kam, daß wir gegen Ende dieses ausgedehnten und denkwürdigen Abendessens unsere Dummheit tatsächlich so weit trieben und von Gegenständen zu sprechen begannen, die an jenem geheimnisvollen und zweideutigen Ort gefunden werden, den man die öffentliche Straße nennt.

So gut wie alle nutzten die Gelegenheit und erzählten abenteuerliche Geschichten von Schätzen, die auf der Straße lagen, von Geldkatzen, über die man mit dem Fuß stolperte und die gewaltige ungeahnte Reichtümer enthielten - Abenteuer, in denen, wie man durchaus zugeben mußte, die Uneigennützigkeit des jeweiligen Erzählers in hellstem Glanz erstrahlte. Einige, weniger trunken, gestanden mit gesenktem Kopf, niemals etwas gefunden zu haben. Da sammelte der Bildhauer Pelopidas Gacougnolle mit einer weit ausholenden Geste die verstreute Aufmerksamkeit ein und richtete mit durchdringender Stimme die Frage an uns: «Kennen Sie eigentlich den schönsten Fund von Marchenoir?»

Allseitiges Kopfschütteln enthüllte ihm, daß man nichts davon wisse.

«Also gut, liebe Freunde, hören Sie sich das an. Die Anekdote ist es wert, erzählt zu werden.»

«Es ist allgemein bekannt», so begann er, «daß unser literarischer Großinquisitor der unbezwinglichste und verheerendste Jüngling war, der je auf unseren Bürgersteigen die Katastrophe des Gehrocks oder der Hose zur Schau getragen hat. Es gibt keine Worte, um die prachtvolle Erscheinung dieser bettelarmen Träumergestalt zu beschreiben. Ich erinnere mich, ihn in dieser Zeit so manches Mal erblickt zu haben, und ich bin so stolz darauf, daß ich es nur mit Mühe fassen kann, daß die Erde mich zu tragen vermag. Oh, ich spreche von einer weit zurückliegenden Zeit. Ich war noch nicht sein Freund, und ich konnte kaum ahnen, daß ich es eines Tages werden würde. Ich weiß nicht einmal, ob er je einen einzigen Freund besessen hat. Er war ein stürmischer, ein schwieriger Frischling, der sich nur mit den Gestirnen gemein machte. Man ahnte seinen Widerwillen gegen jedwede andere Art von Promiskuität, und niemand hat sich meines Wissens je um die Anwerbung dieses Adams bemüht. Jeder von Ihnen kennt ihn zu gut, als daß ich mich damit abquälen müßte, ihn zu beschreiben. Indes weiß ich nicht, ob Sie ihn auch als Achtzehnjährigen kennen, so wie ein grimmiges, von ihm selbst in Haifischöl gemaltes Portrait ihn zeigt, auf das er nur engsten Vertrauten einen Blick gestattet. Auf diesem Bild erscheint er, das Gesicht von Reue zernagt, in einem Kitt aus Erdpech, Umbraerde und Bleikarbonat, den Betrachter aus zwei furchtbaren, vor lauter Eindringlichkeit blutig gefärbten Augen anblickend. Wer das nicht gesehen hat, hat überhaupt nichts gesehen. Dies war das erste Erscheinungsbild unseres Helden, der Maler werden wollte lange bevor er sich zum Schriftsteller berufen fühlte und, meiner Treu, in seinen Bildern

genau das gewesen wäre, was er in seinen fürchterlichen Büchern ist, nämlich der lebenswürdige Fleischerhund und himmlische Kannibale, den wir bewundern. Die Augen dieses Portraits, von einer Besessenheit, die sogar einen Virtuosen wie mich erstaunte, hatten freilich nichts gemein mit jenen unglaublich sanften Augen, die der Schöpfer der Vulkane und des Lichtes zur Verwirrung der Dummköpfe unter seiner grämlichen Stirn leuchten ließ. Gleichwohl bedingten sie eine außergewöhnliche Ähnlichkeit, die auch die kühnste Langlebigkeit nicht zu verleugnen imstande wäre, sind sie doch die Augen seiner Seele, die wahren Augen seiner ewig nach göttlichen Ahnungen dürstenden Seele. Schon beim Anfertigen dieses exorbitanten Bildnisses ließ ihn sein Instinkt - der Instinkt eines von Abgründen Umgebenem - augenscheinlich sein abscheuliches Schicksal errahnen. Ohne Zweifel witterte er schon das zukünftige Aas auf seinem Weg, dessen Ausdünstung beinahe die dreihundert Löwen ersticken sollte, die er in sich trug. Und wie hätte er nicht die Vision seiner höllischen Zukunft haben sollen, von der man wohl oder übel glauben muß, sie sei so recht abgestimmt auf seine Gladiatorenfähigkeiten? Denn ich kenne keinen Mann, den seine Natur so sehr wie ihn für schwarze Nattern und heftige Demütigungen bestimmt hätte. Die weniger auserwählten Leidgeprüften sollten ihn segnen, war und ist er doch noch immer der einsame Blitzableiter, der alle Blitze auf sich zieht. Seit zwanzig Jahren bietet er das Wunder dar, ein Lästler des Lumpenpacks zu sein, absolut unbesiegbar und stets sattelfest, dem Wirbelsturm der Kanailen und dem Zyklon der Zaghafte zum Trotz. Er kann sich wahrhaftig rühmen, im Stich gelassen worden zu sein, es erlebt zu haben, wie nicht wenige stolze Kavaliere, die sich seine Freunde nannten, das Weite suchten. Die Freundschaften oder auch nur die Bewunderung, der er begegnete, scheinen mir diesen himmlischen Streichhölzern zu gleichen, die sich nur <an der Schachtel> entzünden nach der Formel, mit der uns der Norden beglückt hat. Der Himmel bewahre mich vor einer weiteren Jeremiade über die Agrikultur der Gefühle und die politische Ökonomie der Herzensbindung. Der Mann, von dem ich spreche, hat sich überdies in so endgültiger Manier geäußert, daß jegliche Rhetorik in diesem Punkt fortan überflüssig ist. Wir alle wissen um den furchtbaren Verdruß, nicht in der Haut eines Hundes geboren zu sein, wenn ein griesgrämiges Schicksal uns die Schnauze eines glücklichen Schweines verweigert hat. Jeder wird Ihnen sagen, daß zahllose Wohltäter diesen berühmten Bedürftigen auf das heftigste unterstützt haben und daß die Eingeweide der zeitgenössischen Nächstenliebe kaum mehr von den Geschwüren genesen können, die seine *Undankbarkeit* hervorgerufen hat. Vor allem in der literarischen Welt steht er im Ruf, ein Plünderer zu sein. Da ist niemand, bis hin zum verworrensten Adepten des Tintenfassens, der sich nicht, als handle es sich um ein Diamantenlager, bereitwilligst der Ausbeutung dieser kristallisierten Legende hingäbe, die einer unlösbaren Rechenaufgabe gleich in die Niederungen journalistischer Absonderungen abgesunken ist. Ich habe einige dieser aufregenden Kümmerlinge behandelt und ihnen mit der Sohle meiner Stiefel augenblicklich die Nieren erquickt. Auf einmal erinnerten sie sich, den angeblichen Parasiten niemals genau *gekant* zu haben. Marchenoir persönlich hat einige Male zu diesen wunderbaren Kuren gegriffen, und seine Verfahren, den meinen weit überlegen, sind so unfehlbar, daß ich ihn für den erlesensten Augenarzt des Gedächtnisses halte,

imstande, ich bin sicher, dem Niagara den Katarakt zu stechen.

Aber ich lasse mich hinreißen», sagte Pelopidas, während er sich setzte. Denn er war aufgestanden und seit einer Weile mit großen Schritten und überall aneckend hin und her gelaufen. «Alle Gelassenheit weicht von mir, wenn ich an diese Tiere denke, die einen Menschen töten würden, der über ihnen steht, um aus dem Mist der einflußreichen Paviane des vornehmsten Paris ein paar Pfennige auflesen zu können. Ich erzählte Ihnen also, daß ich Marchenoir in jener weit zurückliegenden Zeit erblickt hatte, als er sein Noviziat in den Odysseen des Hungers und der Wirrsal leistete. Ich selbst war zu jener Zeit ein recht garstiger armer Teufel, ein kleiner durchtriebener Gipser, der öfter die Horizontalen des Viertels knetete als die Tonerde der Akademien. Ich war ein richtiger Nachtvogel, einer dieser trickreichen Schlauköpfe, bei denen der Scherz zum Drama wird, und es fehlte nicht viel und ich hätte dem Bedauernswerten, den man von Zeit zu Zeit am Atelier vorbeigehen sah, verzückt einen elzevirschen Fetzen entziffernd, der eine Fortsetzung seiner seltsamen Lumpen zu sein schien, einen üblen Streich gespielt.

Es kursierte indes die lehrreiche Legende eines gewissen Missetäters der Kupferstecherkunst, den er eines Tages vom Kopf bis zu den Füßen in einen Schlammtümpel getaucht hatte, *ohne seine Lektüre zu unterbrechen*, um ihn dann gleichmäßig verteilt auf der Brüstung eines Balkonfensters trocknen zu lassen, auf das die Sonne unerbittlich niederbrannte. Eine Begebenheit, die zu denken gab. Zudem: Was für ein Dummkopf ich zu jener Zeit auch gewesen sein mochte, das Grandiose seines Elends blieb nicht ohne Wirkung auf mich. Trotz allem spürte ich die Ausstrahlung einer außergewöhnlichen Seele, und später verstand ich, daß gerade das es war, was die Kakerlakenjungen unter unserer Haut beim Anblick dieses sonderbaren, unglücklichen Geschöpfes so in Aufruhr versetzte. Seine Lumpen hatten, das versichere ich Ihnen, nichts Abstoßendes. Im Gegenteil, die Sauberkeit seiner abgetragenen, zusammengestückelten Kleidung hatte etwas sonderbar Rührendes. Noch heute habe ich einen gewissen hochaufragenden Hut vor Augen, den er weiß Gott wann erworben haben mochte und dessen Lächerlichkeit nur noch von dem unvergeßlichen Thorvald'schen Trichterhut übertroffen wurde, wie er, abbröckelnde Huldigung der Dänen, auf dem von den Winden verhöhnten Fresko an der Außenwand seines Museums in Kopenhagen zu sehen ist. Man konnte verfolgen, wie dieser Hut, von Meteoren umkreist, sich im Laufe der Jahreszeiten veränderte und durch sämtliche Farben ging. Der zuletzt festgestellte Zustand war die Spirale oder archimedische Schnecke mit weißlichen Windungen, die den Träger aussehen ließ, als sei er mit einem Säulentorso aus den Trümmern irgendeiner portugiesischen Basilika bedeckt. Auf diese entscheidende Phase folgte Monate später ein hoffnungsloser Schrumpfungsvorgang, dessen tief bewegte Zeugen drei oder vier Bengel aus dem Atelier wurden. Niemals wäre ich imstande, die Sorgfalt zu beschreiben, mit der er diesen undefinierbaren Gegenstand bürstete.

Nach der Katastrophe ging er barhäuptig durch die Straßen.

Ich glaube nicht, daß er je ein wirklicher Habenichtswar, doch hätten seine Schnürstiefel die Sandalen noch der barfüßigsten Anachoreten unvergänglich erscheinen lassen. Es sei mir gestattet, nicht länger an dieser Stelle meines Poems zu

verweilen, denn es würde am Ende ebenso lang werden wie das *Verlorene Paradies* und uns ebenso auszehren wie die Ankündigung vom Ende der Welt in den Evangelien, wollte ich mich noch mehr mit Nebensächlichkeiten aufhalten. Es bedürfte ich weiß nicht welcher Ubertreibungen, um eine Vorstellung von der Hülle dieses Urbewohners des Unglücks zu geben, den ich mit der Entfernung vieler Jahre als einen vor mir sehe, den die Krallen des Cherubins der Demütigungen eigenhändig zugerichtet haben. Doch jetzt genug der Abschweifungen. Ich kehre zu meiner Geschichte zurück.

Als ich die ungeheure, lang erhoffte Freude hatte, Marchenoirs Freund und Gefährte werden zu dürfen, wurde ich zum leider ohnmächtigen Zeugen - denn reich war ich damals nicht - der unvorstellbaren Beleidigungen, die er durch eine alte Zimmerwirtin zu erdulden hatte.

Er schuldete ihr mehrere Mieten, und es gelang ihm nicht, gleich was er tat, ihre Forderungen zu befriedigen. Dieses unflätige Weib wollte mit aller Gewalt Geld von ihm.

Gleichwohl behielt sie ihn - doch so, wie man Perlernaustern in den Fanggründen des Indischen Ozeans behält, unter der fortgesetzten Bewachung aufmerksamer Haie -, nachdem sie drei Viertel seiner hinfälligen, von seiner Mutter ererbten Möbel unter strengsten Beschlag genommen hatte, beständig auf die Gelegenheit lauernd, ihn der elenden Einkünfte zu berauben, die ihm zufallen mochten.

Der unglückliche Mieter war dazu verurteilt, sein Zimmer nur unter dem Feuer der Forderungen der wilden Bestie verlassen zu können, die ihn mehrmals am Tag in Gegenwart aller Nachbarn beschimpfte und ihn oft sogar in unverschämter Manier mitten auf der Straße abkanzelte. Meine Herren, diese Situation dauerte zehn Jahre. Denn Marchenoir war niemals imstande, mehr als Anzahlungen zu leisten und konnte sich niemals zur Flucht entschließen. Einer Summe von drei- oder vierhundert Francs wegen hat dieses Lumpenweib ihn vierzig Mietzeiten lang gemartert. Bitte werden Sie nicht ungeduldig, ich komme jetzt zu meiner Anekdote. Was Sie gehört haben, war freilich notwendig, damit Sie die einzigartige Bedeutung des Fundes ermessen können, den er <an jenem milden Sommermorgen> machte, zu der lieblichen Stunde, da Winden und Hasenfüße ihre Kelche öffnen.

Bereits drei Jahre zuvor hatte das Mitleid der Okeaniden unseren Prometheus zu entfesseln vermocht. Ein erster literarischer Erfolg, unter unaussprechlichen Qualen erwartet, hatte ihn in Stand gesetzt, endlich das Band der Schmach zu durchschneiden, und er lebte seither recht ruhig in einem abgelegenen Viertel, unendlich weit entfernt von seinem schrecklichen Gefängnis. Das Bild des weiblichen Geiers verblaßte, verschwand immer mehr im Nebel, wurde unkenntlich, teleskopisch. Unmöglich, selbst in der tiefsten Tiefe der Schlammgruben seiner Erinnerung das Negativ wiederzufinden.

An einem Julitag, noch im Morgengrauen, als der Sonnenaufgang sich erst ankündigte, ging Marchenoir seiner Gewohnheit entsprechend aus dem Haus, um auf den Wällen frische Luft zu schöpfen und dabei einige Seiten aus dem Saxo Grammaticus oder aus Perrottos *Cornucopia* zu lesen. Als er etwa sechzig Schritte getan hatte und den Blick auf seine Füße senkte, da er um die Straßenecke zu biegen

im Begriff war, sah er zwei Schritte von sich entfernt an diesem einsamen Ort, wo sich damals nur Obstgärten und unbebautes Gelände fanden, eine bürokratische Pappschachtel der allernotariellsten oder alleramtlichsten Form, deren Vorhandensein ihn in Erstaunen versetzte. Er näherte sich ihr, bis er sie mit dem Fuß berühren konnte. Sein Erstaunen wuchs noch, als er die Schwere des Gegenstandes spürte, und wandelte sich alsbald in Entsetzen, als er einen dünnen Blutstrahl wahrte. Rasch entfernte er den Deckel, *und zum Vorschein kam seine Zimmerwirtin ...* Der abgeschnittene Kopf seiner ehemaligen Wirtin blickte ihn aus seinen toten Augen an, aus seinen toten, weißen Augen, die aussahen wie zwei große Silbermünzen.